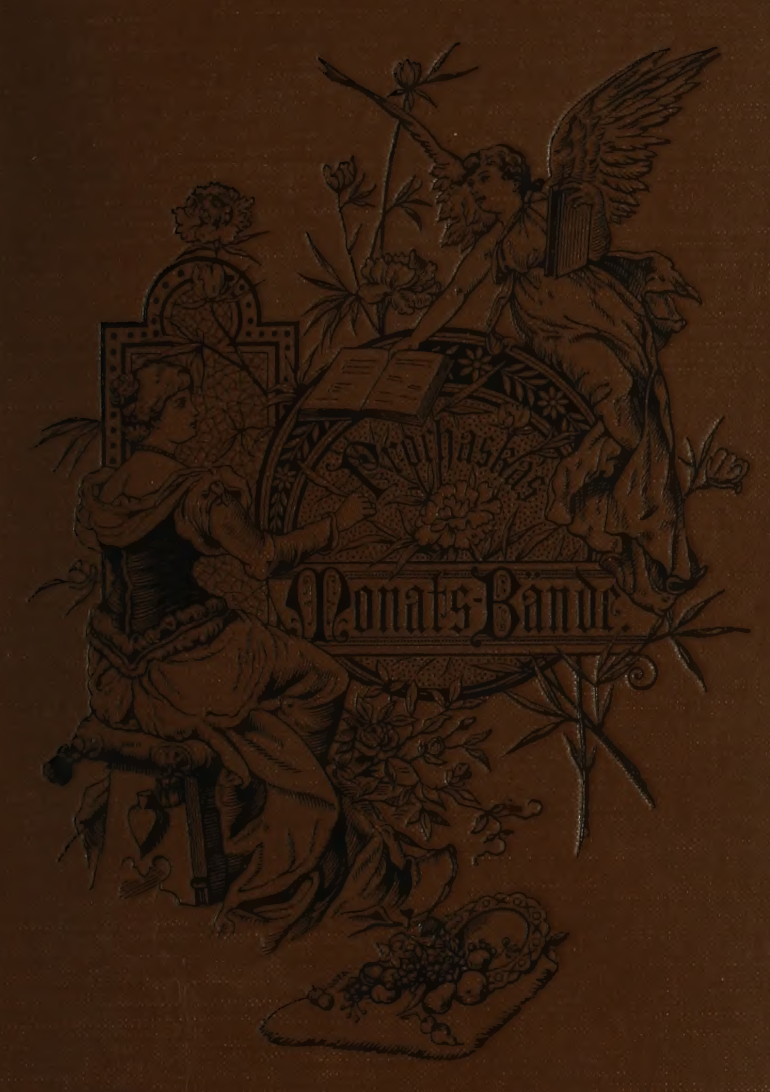


40 Kr. 70 Pf.







Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.



Aus dem Roman „Im Kampf des Lebens.“

Prochaska's illustrirte

Monats-Bände.

Zur Erholung
und geistigen Anregung in Mußestunden.

Dritter Jahrgang.



I. Band.

Wien, Leipzig, Teschen.
Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Inhalt.



Im Kampf des Lebens.

Roman von Werner Alexis.

Erstes Capitel.

Eine kleine Meile von der herzoglichen Residenz lag das große, schmucke Pfarrdorf Buchenried. Es verdankte seinen Namen der alten Burg, die unweit davon am Fuße eines der großen Berge stand, welche die Ortschaft in einem weiten Kreis als ein natürlicher Kessel umgaben und der Eisenbahn den Zutritt verwehrten. Diese Burg — im Mittelalter ein Rittersitz, um welchen sich eben nach und nach eine hörige Bauernschaft geschaart hatte — leitete ihren Namen hinwieder von dem Buchengehölz ab, das einst den größten Theil des Thalkessels ausgefüllt hatte, jetzt aber bis auf einen geringen Restbestand in den einzelnen Dorfgärten und auf dem Bergsattel zusammengeschmolzen war, über welchen die Fahrstraße nach der nächsten Eisenbahnstation führte. Der größte Theil des feudalen Bauwerkes war bereits Ruine; nur der eine Trakt, der

sich mit seiner Rückwand an den schutzgewährenden Fels anlehnte, war im vorigen Jahrhundert mit verzopfter Geschmacklosigkeit renovirt und als selbständiges Gebäude „adaptirt" — richtiger gesagt: verballhornt worden und diente dem herzoglichen Hofe seither als Jagdschlößchen, das in seinem aufgepfropften Rococostyl inmitten der alten Ruinen immerhin merkwürdig war als Denkmal zweier bedeutender Culturepochen: dem Zeitalter des Ritterhelms und dem des Zopfes.

Das „Jagdschloß" hatte in den letzten Jahrzehnten verödet gestanden; zu jagen gab es ja längst nichts mehr in und um Buchenried, und der Umstand, daß die Ortschaft von einer Eisenbahnlinie nicht berührt werden konnte, war auch nicht dazu angethan, die herzogliche Familie zu öfteren Besuchen des alten, verfallenden Gehöftes zu verlocken. Man hatte sich am Hofe endlich sogar mit der Absicht getragen, das Schlößchen an einen Buchenrieder Dorfinsassen zu veräußern, der ein sehr vortheilhaftes Kaufanbot eingereicht hatte. Dieser Kauflustige war der weitaus reichste Mann in der ganzen Umgegend, der es nach und nach verstanden hatte, allen Grund und Boden in dem Thalkessel an sich zu bringen, so daß eigentlich sämmtliche Bauern und Ansiedler seine Pächter und von ihm abhängig waren. Matthias Sauser hieß dieser Großbauer, der mit der Macht seines von Urvätern ererbten und durch geschickte Speculationen verzehnfachten Capitales das ganze Dorf in Schach hielt und sich den ihm allgemein gegebenen Beinamen „König von Buchenried" mit Stolz gefallen ließ.

Matthias Sauser hatte, wie gesagt, ein so generöses Angebot gemacht, daß er überzeugt war, das herzogliche Obersthofmeisteramt werde mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, das unnütze Schlößchen zu so günstigen Bedingungen loszuschlagen. Da sollte Sauser in letzter Stunde eine unvermuthete Absage erfahren. Heute hatte ihm der

Dorfschulze den Bescheid der allerhöchsten Cabinetskanzlei übermittelt, durch welchen die Kaufverhandlungen kurzer Hand abgebrochen wurden mit dem Bemerken, Seine Hoheit, der Erbprinz Gustav Friedrich habe sich dem Project widersetzt und gedenke das Schloß gelegentlich zu seinem höchsteigenen Aufenthalt zu erwählen . . .

Sauser zerknitterte das Schriftstück und trat es unter die Füße.

Er war ein starrer, energischer Charakter, der aus seinen weit über bäurische Interessen hinausragenden Erfahrungen die praktische Beobachtung geschöpft hatte, daß Selbstbeherrschung das erste Erforderniß eines klaren, Vor- und Nachtheil klug abwägenden Blickes sei; und eherne, weltverachtende Ruhe in allen Lagen und jeder Umgebung gehörte zu seinem ganzen protzigen Wesen, das sich der durch eigene Umsicht reich gewordene Kaufmann und besonders der Bauer so leicht aneignet. Wenn er in diesem Augenblick seinen gewohnten Gleichmuth vergessen konnte, so war es auch nur auf einige Secunden. Als er das Actenstück gleich darauf vom Boden aufhob und auf dem blankgescheuerten Ahorntische inmitten der geräumigen, mit bäurischer Gediegenheit ausgestatteten Stube wieder glattstrich, da hatte er auch schon die alte Gewalt über sich zurückgewonnen. Nur die bösen Falten zwischen seinen buschigen, eisgrauen Augenbrauen und die zusammengekniffenen Lippen verriethen noch etwas von dem tiefinnerlichen Groll.

Die alte Crescenz, die dem Witwer die Wirthschaft führte, reckte den Kopf mit der unförmlichen Bänderhaube zur Thür herein.

„Habt Ihr mich g'rufen, Bauer?“ fragte sie halb neugierig, halb ängstlich.

„Nein,“ war die kurze Antwort. „Geh' die Crescenz nur wieder 'naus!“

„Aber — 's war mir doch, als ob —“

Sauser war bereits so weit Herr seiner selbst, daß er sich jetzt sogar ein rasches, polterndes Auflachen abringen konnte.

„Schau', schau', wie gut die Crescenz doch manchmal hört! Sonst klagt sie immer über ihre altersschwachen Ohren!“

Die Haushälterin brummte etwas in den Bart (das war keine bloße Redensart, denn um ihre runzligen Mundwinkel sproß in der That eine Zier, die eigentlich nur für das männliche Geschlecht eine solche ist) und warf die Thür hinter sich zu. Sauser aber öffnete den bemalten Eisenschrank, vertauschte seine Alltagsjacke mit dem langen, vielknöpfigen Bratenrock aus dunkelblauem Tuch, setzte den Hut mit der großen Silberschnalle auf und verließ Haus und Hof.

Mit gravitätischer Haltung, zu welcher seine hohe, wuchtige Gestalt wohl geeignet war, schritt er die Hauptstraße des Dorfes hinab, wiederholt an den glanzhaarigen Filzhut langend oder einfach mit der Hand winkend, je nach der Werthschätzung, die er den vielfachen ihm begegnenden Grüßen zollte. Er hatte die Absicht, auf's Gemeindeamt zu gehen und mit dem Bürgermeister „Eins zu reden“. Für's Erste gedachte er den Schulzen in's Gebet zu nehmen, ob nicht am Ende aus dem Schoß der Gemeinde nach „obenhin“ gegen seinen beabsichtigten Ankauf des Buchenrieder Schlößchens gewirkt worden sei.

Vor dem großen Gemeindewirthshause grüßte ihn Meister Bätzig, der Wirth, welcher gerade einigen vor dem Thore harrenden Fuhrknechten den Wein herausbrachte. Aus der Gaststube drang der Lärm vieler Stimmen. Es war ja Sonntag heute und der Gottesdienst seit einer Stunde vorüber. Sauser blieb stehen, warf dem redseligen Wirth eine gleichgiltige Antwort auf sein Lob des herrlichen Frühlingswetters hin, dann folgte er der Einladung, doch

auch auf ein Gläschen oder zwei einzusprechen, nachdem er überlegt, daß ihm hier wohl Gelegenheit geboten wäre, zu erkunden, ob und inwiefern die Buchenrieder Bauernschaft auf sein Kaufproject Einfluß genommen habe. Die allgemeine Stimmung ist ja auch nirgends besser zu erforschen als am Wirthshaustische, wo sich Alt und Jung zusammenfindet und beim anregenden Wein manches Wort verlauten läßt, das sonst ungesprochen geblieben wäre.

Sein Eintreten erregte das Aufsehen, das er zu erwarten berechtigt war, wiewohl er sich den Anschein gab, als achte er nicht im Mindesten darauf. Alle Köpfe fuhren herum, die eifrigsten Gespräche wurden unterbrochen, Hüte und Stühle gerückt, und in allen Tonarten: von der prahlerischen Vertraulichkeit bis zur unterwürfigen Scheu und dem grimmigen Murmeln, das wie eine Verwünschung klang, erscholl es in der Runde: „Ah, der Sauser! — Grüß Gott, Sauser! — Wie geht's, Sauser?"

„Grüß Gott, alle miteinand'!" gab der Eingetretene, wohlwollend nach allen Seiten nickend, zurück und ließ sich am „Herrentische" nieder, zwischen dem Hilfslehrer und dem Bürgermeister Habermann, die auf der alten, von so vielen Hosen schon spiegelblank polirten Bank auseinanderrückten.

Der Schulz sog eifrig an seinem Pfeifenrohr, das an einer hartnäckigen Verstopfung zu leiden schien, so daß Habermann vorläufig nicht dazu kam, an den neuen Nachbar das Wort zu richten. Nicht nur, daß er wegen des erwähnten herzoglichen Rescripts, das durch seine Hände gegangen, verlegen war; es war das permanente Uebergewicht des Großbauers überhaupt, was ihn bedrückte. Sauser hätte es nur ein Wort gekostet, selbst Bürgermeister zu sein, und es war ihm diese Würde auch wiederholt angeboten worden, aber der schlaue Mann zog es vor, einem Andern Pflicht und Verantwortung des Amtes zu überlassen, um sich zur stillen, aber nachdrücklichen „Opposition" zu schlagen,

wenn ihm etwas in der Gemeindeverwaltung gegen den Strich ging. Und daß er wirklich der eigentliche Herr und Dictator der Gemeinde war, das wußte und empfand Jedermann.

Aber nicht nur der Bürgermeister stand hier unter dem beengenden Einfluß von Sauser's gewichtiger Gegenwart; die ganze Stube schien sozusagen diesem Banne zu unterliegen. Die älteren Bauern schielten verstohlen nach dem „Großen" oder guckten mit gespitzten Lippen in ihre Trinkgefäße; selbst am Tisch der jungen Bursche war der laute Uebermuth verstummt und das Gespräch wurde nur gedämpft und stockend geführt.

Sauser stellte sein Weinglas nach einem ausgiebigen Trunk derb auf den Tisch und sah sich im Kreise um.

„Na, was gibt's denn, Männer? Ihr thut ja Alle, als wär' euch der Hagel in's Korn gefahren. Mir scheint, ich bin euch Einer zu viel da herinnen? Braucht es nur zu sagen —"

Ein Gemurmel erhob sich, hie und da ein verlegenes Auflachen, und man that verwundert über Sauser's seltsame Frage, was denn der Sauser meine, und der Sauser werde doch nicht so wunderlich sein, „so was" zu glauben — und dergleichen mehr.

„Lirum, larum!" polterte der Großbauer aus der Tiefe seiner Hünenbrust, die knochigen Fäuste vor sich auf den Tisch stemmend und mit patziger Herausforderung nach allen Seiten umblickend. „Mir macht ihr nichts vor. Ich weiß, was ihr denkt. Ihr habt's wohl schon erfahren, daß aus meinem Kauf nichts wird und das freut euch natürlich. He?"

Wieder antwortete ihm ein allgemeines Gemurmel, diesmal noch leiser und undeutlicher als zuvor.

Da nahm ein Mann in mittleren Jahren das Wort, der auf der hintersten Bank saß und das struppige Haupt gegen den Ofen lehnte. Er war der Einzige, der nicht

im Sonntagsstaat steckte, aber sein vernachlässigtes Aeußere war auch als Werktagstoilette unter dem bäurischen Durchschnittsmaß.

„Recht hast, Sauser!" rief er mit höhnischem Lachen herüber. „Wir wissen's Alle, daß du ab'blitzt bist. Und Freud' macht's uns auch. Warum denn nicht?"

Der Angerufene blickte mit drastischer Verachtung über seine Schulter nach dem kecken Sprecher.

„Ah, der Ollinger-Bastel!" sagte er achselzuckend, mit erhabenem Gleichmuth und spuckte unter den Tisch.

Sebastian Ollinger schien diese symbolische Pantomime mit Genugthuung zu bemerken, denn er nahm die Pfeife aus dem Munde, kratzte sich mit der Hornspitze derselben das unrasirte stachlige Kinn und zwinkerte vergnügt mit den verschmitzten Aeuglein.

„Gelt ja, Sauser, das thät' dir so gefallen — auch noch das G'schloß da draußen zu kriegen — daß du dann ganz und gar den großen Herrn spielen könntest. Dann müßt' man wohl wirklich schon Majestät zu dir sagen, was? — oder Herrgott von Buchenried. Hähähä!"

Der Spötter schüttelte sich unter heiserem Lachen und blinzelte nach seinem Publicum, das ein zustimmendes Schmunzeln hinter affectirtem Räuspern und Trinken zu verbergen suchte. Sauser zuckte mit den Augenbrauen und warf den Kopf ein wenig zur Seite. Dann erschien ein behäbiges Lächeln auf seinem rothbraunen, glattrasirten Gesicht.

„Schau, der Ollinger-Bastel ist doch der Einzige, der sich mir das zu sagen traut! Freilich, ein Vagabund wie du, der braucht sich kein Blatt vor'n Mund zu nehmen, weil er ja niemalen was zu verlieren hat." Und mit erhobener Stimme setzte er hinzu: „Aber daß d' siehst, daß du mich mit deinem Schandmaul justament nicht ärgern kannst und daß ich, der Sauser, auf deine Reden nix weiter geb', als ein Lachen — da, trink' auf meine Kosten noch eine Halbe!"

Damit warf er dem Dorfpariah ein kleines Silberstück auf den Tisch hinüber.

Jetzt konnten die Bauern ihrer verhaltenen Heiterkeit freien Lauf lassen, aber diesmal war es Sauser, der durch seine protzige Großmuth die Lacher auf seine Seite gezogen hatte.

Ollinger sah das ihm zugeworfene Geldstück zögernd von der Seite an, dann schob er es mit dem rasch geleerten Weinglase dem Wirth zu, der eben lachend an den Tisch herantrat.

„Mir kann's recht sein. Und wenn schon der Sauser was drum spendirt, einmal die Wahrheit zu hören, so soll's mir nicht darauf ankommen."

„Brauchst dir nichts einzubilden," erwiderte Sauser mit geringschätzigem Lachen, ohne sich nochmals umzuwenden. „Ich scheer' mich weder im Reden noch im Schweigen um dich. Ich lass' dir nur die Freiheit, die man einem Lumpen ebensogut gönnt wie einem Narren."

Bastel verzog mit hämischem Grinsen den Mund, daß man die geschwärzte Brandstätte seines ruinenhaften Gebisses in ihrer ganzen Hinfälligkeit sehen konnte.

„Ach, red' du, Sauser! Es gift' dich doch — das mit dem G'schloß. Hahahaha! Hast schon vom Rittergutsbesitzer 'träumt? Und wenn auch du nicht mehr recht zum Herrn Baron oder Grafen taugst, so sähest wohl gern deinen Buben, den Hannes, als so was dergleichen. Glaub's schon, es möcht' dir so passen, daß dein Fleisch und Blut das im Großen betreibt, was du da auf Buchenried klein ang'fangen hast."

Sauser fingerte an seinem Weinstutzen und that, als höre er gar nicht mehr auf den Wirthshausdemokraten, der umso gereizter fortfuhr.

„Drum hast ja den Burschen in die Stadt g'schickt — auf die hohe Schul', wie sie's heißen — na ja, ein G'studirter, der muß's später einmal noch besser verstehen, den Buchenriedern das Fell über die Ohren zu ziehen."

„Du, lass' es jetzt g'nug sein!" sagte nun der Angegriffene mit ironischer Gemüthlichkeit. „Es könnt' mir sonst doch vielleicht einfallen, dir ein paar Finger auf dein böses Maul legen zu lassen. Mein Sohn ist mir doch zu gut, als daß ich ihn von dir bereden ließ'."

Ollinger-Bastel war im Begriff, eine weitere cynische Bemerkung an diese Worte zu knüpfen, als eben eine neue Gestalt die Wirthsstube betrat. Der Ankömmling machte große Augen, als er den Dorfkönig unter den Zechern sitzen sah.

„Ja, was wär' denn jetzt das, Sauser? Du hockst ganz gemüthlich da herinn', als ob du gar kein' bessern Ort für dich wüßtest —"

Sauser maß den Mann von oben bis unten.

„Wie kommst denn du mir vor, Schneider? Ich glaub', ich braucht' niemand zu fragen, wann 's etwa für mich schicksam wär', einmal außer'm Haus einen Tropfen zu trinken."

„Freilich, freilich nicht," rief der Dorfschneider, „aber dann weißt du vielleicht gar nicht, daß du ein' Besuch 'kriegt hast, Bauer? — Schau' mich nicht so an, als ob's bei mir rappeln thät'! Ich weiß, was ich weiß."

„Wird auch was G'scheidtes sein."

„Mein's wohl. — Dein Hannes ist da!"

„Wa—as?" machte der andere und sprang auf, daß die Bank wackelte und sein Nachbar, der magere Herr Hilfslehrer, bei einem Haar unter den Tisch gepurzelt wäre.

„Wie ich dir sag'! Ich komm eben an deinem Hof vorbei — steht da ein Wägerl vom Sanct Veiter Eisenbahnwirth — und deine Crescenz schenkt dem Fuhrknecht gerade einen Schnaps zum Extralohn ein. Ich frag' natürlich und da heißt's: der Sauser Hannes ist eben an'kommen. — Na, was gibst mir für die Neuigkeit?"

„Eine Maulschell'n, wenn's erlogen ist!" schrie der Großbauer, riß seinen Hut vom Nagel und war schon mit ein paar Sätzen über die Thürschwelle.

Die Bauern sahen ihm kopfschüttelnd nach, aber erst nachdem er außer Hörweite war, entlud sich der aufgespeicherte Groll in lauten Expectorationen, welche, nachdem man der Großmannssucht des Davongegangenen Gerechtigkeit angethan zu haben glaubte, zu allerlei Muthmaßungen über die plötzliche Rückkehr des jungen Sauser übergingen.

Johannes Sauser studirte auf dem Berliner Polytechnicum. Eigentlich hätte sein Vater in ihm einmal einen Advocaten zu sehen gewünscht, der ihm seine Processe und schwierigen Finanzspeculationen hätte leiten können, aber schließlich gab er doch der Neigung des Sohnes nach in der Erwägung, ein Ingenieur, der sich auf Nutzbau, Parcellirung und Aehnliches verstehe, sei auch nicht zu verachten.

„Wahrscheinlich hat der Bub' ein braves Schulzeugniß 'kriegt und ist schnell heimg'rennt, damit er's dem Vater zeigt," combinirte einer der Bauern.

„Du redest, wie du's verstehst," entgegnete Habermann, der Schulz. „Mir scheint, der Sauser erwartet sich nicht gerade was Gutes von dem unverhofften B'such."

„Ich glaube auch kaum, daß es Vater und Sohn darauf abgesehen haben, sich freudige Ueberraschungen zu bereiten," meinte der blasse Hilfslehrer lächelnd.

Der Schneider, der die Botschaft von der unerwarteten Ankunft des jungen Studenten gebracht hatte, schüttelte den Kopf.

„Ist denn der Sauser nicht aufg'sprungen, als ob man ihn ang'schossen hätt'? Er hat ja nimmer g'hört und g'sehn und ist fort, als ob er die Thür' einrennen wollt'."

„He!" rief der Ollinger-Bastel halb spottend, halb gekränkt den Wirth an. „Unsereinen hättest du nicht so mir nichts dir nichts fortlaufen lassen, wenn er in der Eil' das Zahl'n vergessen hätt'!"

Diese Bemerkung des ländlichen Stegreif-Philosophen entfesselte unter der Bauernschaft ein schallendes Gelächter, das die Discussion über den Dorfkönig und seinen Sohn vorläufig unterbrach.

In der großen Prunkstube ging ein junger Mann auf und nieder, dessen jägerartiger Lodenanzug ein Mittelding zwischen städtischer und Bauerntracht bildete. Das war der Sauser-Hannes, ein auffallend schmucker Bursche von drei- bis vierundzwanzig Jahren. Er hatte die hohe, herkulische Figur des Alten, dabei jedoch eine gewisse Anmuth in den Bewegungen, die er nicht vom Vater geerbt haben konnte, die aber doch durchaus männlich war. Ebenso trugen seine Züge viel von dem Gepräge des väterlichen Gesichtes, was indessen bei näherem Anblick seltsam verschwand. Der zarte Mund, das weiche Kinn und die sanften hellen Augen paßten mit dem dichten blonden Haupthaar und den lichten Flocken, die auf seiner Oberlippe und den Wangen sproßten, keineswegs zu dem derben, überenergischen Wesen des alten Sauser. Und wenn Hannes auch die hohe, intelligente Stirn des Vaters trug, so konnte man doch schon allenfalls errathen, daß dahinter sich Manches von der Welt und dem Leben ganz anders abmalte als in der Geisteswerkstatt des Königs von Buchenried. Ein blaßrother Striemen, der von der Höhe der rechten Schläfe schräg bis zur linken Augenbraue lief, gab dieser Stirne eher Schmuck als Entstellung.

Hannes war den neugierigen Fragen der alten Crescenz ausgewichen und hatte sich in die „schöne Stube" zurückgezogen, um den Vater zu erwarten, der unmöglich lange ausbleiben konnte, denn die Mittagsstunde war nahe, und die pflegte er nie zu versäumen. Der junge Mann hatte indessen Muße, sich mit Gedanken zu beschäftigen, die nicht allzu heiterer Natur sein mochten, denn er seufzte wiederholt schwer auf und murmelte zuweilen unter flüchtigem Geberdenspiel etwas vor sich hin, als bereite er sich auf Rede und Antwort vor. Sinnend blieb er dann vor einem mit mehr Fleiß als Geschmack bemalten Glasspind stehen, in welchem allerlei altväterisches Zinngeräth zu sehen war: goldberänderte plumpe „Porzellan"-Tassen, wunderlich geformte Trinkgläser ꝛc., und zwischen diesem Trödelkram



eine Daguerrotypie in ordinärem Rahmen aus Papiermaché, wie sie die wandernden Hausirer auf die Dörfer tragen. Das Bild, eine wahrscheinlich junge Frauensperson darstellend, war von der Sonne ausgezogen, so daß es unmöglich gewesen wäre, in den verwischten Linien des Gesichtes etwas von jenen Zügen wiederzufinden, in welchen der junge Sauser seinem Vater unähnlich war. Und doch schien Hannes etwas in dem verblaßten Bilde zu sehen, was niemand sonst sehen konnte. Ihm belebte sich dieses Antlitz; er sah es über eine Kinderwiege — seine Wiege — gebeugt, blaß und bekümmert, wie er es immer gewohnt war. Er erinnerte sich der vielen Thränen, die er oft von diesem Gesicht geküßt. In seinem Geist tauchte die Stunde empor, wo die Frau, die niemals lächeln konnte, ihm die Händchen gefaltet und ihn beten gelehrt; und dann eine andere Stunde — nicht zu

weit entfernt von der ersteren — in welcher man die zarte Gestalt in den schwarzen Todtenschrein gebettet und auf den Gottesacker hinausgetragen hatte. Und — weiß der Himmel, wie es kam! — der kleine, kaum achtjährige Knabe hatte schon damals gegen den Vater eine Regung in sich aufkeimen gefühlt, die mit Haß und Abscheu verwandt war.

Die Instincte der Kindesseele sind meist klar und zutreffend — vielleicht weil sie noch durch keinerlei Reflexionen der sogenannten Vernunft beeinflußt werden...

Ein fester Schritt auf dem Flur ließ Hannes aus seinen Betrachtungen auffahren. Er wandte sich um und — da standen sich Vater und Sohn Aug' in Aug' gegenüber.

Sauser blinzelte mit den Wimpern, seine schwielige Hand streckte sich der des Sohnes halb entgegen. Ehe sich jedoch Hand und Hand berühren konnte, zog Jeder die seinige wieder zurück.

„Kommst ja wie vom Himmel g'fallen! Wirst mir zuerst die Frag' erlauben müssen, ob's ein guter oder schlimmer Wind ist, der dich daher treibt.“

„Ich weiß nicht, wie Ihr's nehmen wollt,“ entgegnete Hannes und spielte mit der Schnitzerei auf der Lehne eines der schweren Eichenstühle.

„So red'!“ brummte Sauser in Vorahnung eines Unerquicklichen und ließ sich in dem lodengepolsterten Lehnstuhl am Fenster nieder.

„Ihr wißt, Vater, daß mir schon als Bub' nichts lieber war, als an Bux- und Nußholz herumzuschnitzeln, und Ihr habt selbst manch derartige Arbeit von mir gelobt. Ihr werdet Euch wohl auch erinnern, daß ich Euch gleich in der ersten Zeit, als ich vom Haus kam, darüber schrieb, wie ich diese ursprünglich kindliche Liebhaberei in meinen Mußestunden wieder aufnahm und sie, auf Grund theoretischer Anleitung, die ich in einem unserer Lehrcurse fand, bedeutend erhob und verbesserte.“

„Wo soll denn das hinaus?" warf der Vater mit ungeheuchelter Verwunderung ein.

„Kurz heraus, Professor Mahlmann, der auf unserem Polytechnicum Kunstgeschichte lehrt, hat ein paar Dinger, die ich in Wachs bossirte, gesehen und mir dringend gerathen, eine Akademie zu besuchen."

„Davon versteh' ich nichts. Was wär' das für 'ne Akademie?"

„Eine Kunstschule, wo ich mich — zum Bildhauer ausbilden könnte."

Der Bauer pfiff durch die Zähne, stand ruhig auf und sah den Sprecher eine Weile an. Dieser konnte die Miene des Vaters nicht sehen, denn Sauser hatte das Fenster im Rücken.

„Ihr versteht doch, Vater?" sagte Hannes leise, nachdem er vergebens auf eine Gegenrede gewartet. „Ein Bildhauer — der Porträts und Figuren aus Marmor formt —"

„Ein Steinmetz!" lachte Sauser hell auf.

„Nein, doch etwas mehr — ein Künstler —"

„Nichts da, davon will ich nichts wissen!"

„Aber Vater, Ihr versteht ja gar nicht —"

„Versteh' g'nug davon — daß es sich um eine erbärmliche Gauklerei handelt!" rief der Alte. „Du denkst nur dran, mir das Geld aus'm Sack zu stehlen. — Was, wirfst du den Schädel auf? Ich werd' dir's geben! — Einmal schon hab' ich dir den Willen gethan, weil du partut' nichts Wissenschäftliches hast studiren wollen." — Ein Studium ohne „Lateinisches" galt Sauser nun einmal nicht als das richtige „Wissenschäftliche". — „Aber wenn du glaubst, du drehst mich wieder um den Daum' und ich werd' zu all deinen verrückten Ideen Ja und Amen sagen, da irrst du dich g'waltig. — Das war's also, was dich herg'führt hat, deswegen hast du dich gleich auf und davon machen müssen? Ich dank' dir für die Botschaft! Hab' mir's aber doch gleich dacht, daß es was Unebenes bedeuten soll!"

„So laßt mich doch reden, Euch erklären —“

„Brauch' dein G'schwätz nicht, brauch's nicht! Ich weiß schon so, daß du ein Thunichtgut bist, der's nur drauf abg'sehn hat, den Träumer und Nichtsthuer zu spielen — auf meine Kosten. Ich hab's aber schon lang vorausg'sehn, daß du einmal zu nichts Ordentlichem nutz sein, daß du auf der Welt ein Untauglicher sein wirst. Ich hab's schon gefürchtet, wie ich g'sehn hab', daß du aus meiner g'sunden Art schlägst, daß du in so viel Stücken deiner Mutter nachg'räthst, die auch ihr Lebtag nichts Anderes war, als eine närrische Gret'l und dir alle deine dummen Faxen in den Kopf gesetzt hat.“

Sauser sollte jedoch sofort den Beweis empfangen, daß sein Fleisch und Blut denn doch auch viel von der „väterlichen Art“ überkommen hatte. Es war ganz die trotzige Energie des Alten, mit welcher Hannes jetzt den Kopf in den Nacken zurückbog. Er war sehr blaß geworden, und in seiner Stimme zitterte eine drohende Wildheit, trotzdem er sich sichtlich Gewalt anthat.

„Ihr thätet besser, die Mutter aus dem Spiel zu lassen. Wenn Ihr sonst nichts wißt, um mich ruhig und gefügig zu machen — das wär' das Letzte.“

„He, soll das etwan gedroht sein?“ schrie Sauser und stürzte auf den Sohn zu, aber der ließ sich nicht einschüchtern. Das flammende Auge fest auf den Vater gerichtet, stand er wie dieser in seiner ganzen hünenhaften Größe da — eine knorrige Eiche, die jedem Sturme Trotz zu bieten schien.

„Wenn ich denn deutlicher sein soll: Es ist genug, daß der Armen das Leben zum Elend gemacht worden ist, und ich dulde nicht, daß Ihr sie noch im Grabe verschimpfirt!“

Sauser wich zurück, sprachlos vor wüthendem Erstaunen über diesen kühnen Ton.

Die alte, halbtaube Crescenz öffnete jetzt die Thür, um zum Essen zu rufen. Im nächsten Moment huschte sie aber schon wieder hinaus. Was sie in den beiden Männergesichtern gesehen, das mochte ihr einen längeren Aufenthalt in der Stube nicht recht geheuer erscheinen lassen.

„Was?“ zischte jetzt der Bauer zwischen den knirschenden Zähnen hervor, kirschbraun von den Haarwurzeln bis über den breiten, brutal vorgeschobenen Unterkiefer. „Was — du, du — duldest nicht? du — du — Lump!“

„Vater, Ihr redet zu keinem Knaben mehr! Es ist mein gutes Recht, die todte Mutter zu beschützen. Helf' mir Gott, daß ich vergesse, was sie leiden mußte in diesem Hause — und unter Eurer Hand!“

„Was weißt du davon — du Narr?“ keuchte Sauser mit weitaufgerissenen Augen.

„Mehr als mir lieb ist. Es brauchte vielleicht nicht einmal der Andeutungen der alten Knechte und der Bauern, daß ich mir zusammenreimen konnte, warum ich nie eine frohe Miene von der zu sehen bekam, die mich geboren. Ihr habt sie gequält wie Eure Sclavin, nachdem Ihr sie wie eine Sclavin auch — gekauft hattet.“

Sauser umspannte mit seinen Riesenfäusten eine Stuhllehne, daß das Holz in seinen Fugen krachte.

„Wer sagt das?“ stieß er heiser heraus.

„Jeder, der's mit erlebt hat,“ fuhr Hannes fort, von seinem Schmerz und Ingrimm hingerissen. „Warum hat der alte Schulmeister, der Strasser-Lorenz, Euch sein Kind geben müssen? Weil Ihr ihn in der Hand hattet — als sein hartherziger Gläubiger. Und warum ist Euch das zarte Wesen zum Altar gefolgt? Um ihren Vater zu retten, den Ihr sonst von Haus und Hof vertrieben hättet — zur Zeit, wo der Arme schwindsüchtig darniederlag und schon mit dem Tod kämpfte.“

„Das hat sie dir gesagt!“ brüllte der Bauer wie ein Unsinniger. „Und sie hat gelogen!“

„Nein, das sagen alle Leut'!" donnerte Hannes dagegen, jetzt den letzten Rest von Mäßigung verlierend. „Und wär's etwa auch erlogen, was man mir über das da gesagt hat?" Er zeigte auf den Streifen an der Stirn, der sich jetzt blutroth, wie die Narbe eines Säbelhiebes von seinem kreideweißen Gesichte abhob. „Sie nennen's ein Muttermal — ein Schandmal für Euch, für den Mann der Unglücklichen, der sie — zwei Tage vor ihrer Niederkunft — im Zorn mit der Peitsche schlug. Pfui, über die feige Hand, die das im Stande war!"

Ein gurgelnder Schrei rang sich aus der breiten Brust des Alten. Er riß den schweren Stuhl über den Kopf und drang auf den Burschen ein. Aber er besann sich noch im letzten Moment und ließ die Stegreifwaffe wieder sinken, warf sich herum und durchmaß mit langen, dröhnenden Schritten die blankgescheuerte Diele.

Ein paar Minuten lang hörte man in der Stube nichts als das einförmige Pendeln der alten Schwarzwälderuhr an der Wand und das röchelnde Athemholen des Bauers....

Hannes hatte inzwischen Muße, seine Leidenschaft etwas abzukühlen und hielt es endlich für nothwendig, zu seinem Zweck zurückzukehren.

„Jetzt wird es wohl überflüssig sein," warf er kurz hin, „daß ich nochmals nach Eurer Zustimmung zu meinem Vorsatz frage?"

„Zu deinem Vorsatz?" wiederholte der Alte mit scharfer Betonung, die Worte aus grollender Brust heraufholend. „Das soll wohl heißen, es geschieht allenfalls auch — ohne meine Einwilligung?"

„Wenn's nicht anders sein kann —," entgegnete Hannes mit einer trotzigen Bewegung.

„So, so! der junge Herr vergißt aber wahrscheinlich, daß er aus meiner Tasche lebt und daß ich ihm den Brotkorb einfach — weghängen kann, wenn er nicht parirt."

„Auch darauf war ich schon gefaßt. So werde ich mir selbst die Mittel zum Leben und zum Studiren verschaffen."

Sauser lächelte mit höhnischer Verachtung.

„Mit dem seid ihr Brausköpf' allemal schnell bei der Hand. Aber was weißt du vom Leben. — Versuch's!"

„Das will ich. Doch wenn ich jetzt geh' — so ist's zum ewigen Unfrieden zwischen uns . . . !"

„Gilt schon, Bursch!" schrie Sauser, auf's Neue losbrechend. „Bild dir nicht ein, daß du mir was abtrotzen kannst! Ich kenn' keinen anderen Willen als den meinigen, und wenn er dir zuwider ist — geh' deine eigenen Wege! Aber glaub' du nur ja nicht, daß ich dir je einmal später ein Nagelbreit nachgeb'. Wenn du mich noch nicht so weit kennst, so hör's jetzt: Eher verschenk' ich auf dem Todtenbett all das Meine unter wildfremde Leut', als daß ich dir nur einen Schritt entgegenthu'. Und so lang du bei dem bleibst, was mir einmal nicht paßt, so lang hast du von mir kein Stück trocken Brot zu erwarten. Das schwör' ich dir! Und der Sauser hält sein Wort — im Frieden wie in Feindschaft, das weiß Jeder. — Und jetzt entscheid' dich, was du thun willst!"

Hannes nahm einen Anlauf, als ob er es mit Ueberredung versuchen wolle, aber er mochte einsehen, daß nach den Worten, die bereits zwischen ihnen gefallen waren, ein solches Beginnen nutzlos sei. Er wandte sich nach der einen Stubenecke und nahm seinen Lodenhut von dem Hirschgeweih an der Wand.

„Wenn Ihr's so wollt — so muß es eben sein. Gott befohlen, Vater!" rief er hastig und riß die Thür auf.

Sauser erwiderte den Gruß nicht. Dem Sohn den Rücken zukehrend, blieb er unbeweglich stehen, selbst dann noch, als die Thür schmetternd in's Schloß gefallen und die Schritte des Davongegangenen über dem Hofpflaster verhallt waren. Gleich darauf hörte man draußen einen leich-



ten Wagen wegfahren. Sauser sah nicht einmal aus dem Fenster.

Zaghaft öffnete jetzt die alte Crescenz die Stubenthür und blieb unschlüssig stehen, als Sauser kein Anzeichen gab, ob er die Eintretende gehört habe.

„Bauer!“ wagte sie endlich nach mehrfachem Räuspern mit lauter Stimme zu mahnen.

„Was gibt's?“

„Kommt doch zum Essen! Es ist ja schon längst angerichtet."

Im Umwenden streifte Sauser an einen Stuhl. Da packte es ihn mit höllischer Furie. Er hob sein schwergestiefeltes Bein und stieß das Möbel mit einem grimmigen Fluch in die Ecke, daß es prasselnd in Trümmer ging. Dann erst folgte er der sich heimlich bekreuzenden Wirthschafterin an den Mittagstisch.

Zweites Capitel.

In später Nachtstunde, wenn die meisten Stadtviertel Berlins im besten Schlummer liegen, herrscht im Westende noch reges Leben. Das ist ja das Quartier jener Gesellschaft, die sich selbst „die gute" nennt, und es gehört bekanntlich zu den Vorrechten dieser guten Gesellschaft, ihre „Berufsarbeit" zu einer Zeit zu entwickeln, in welcher die gewöhnlichen Sterblichen ihren im plebejischen Frohndienst ermatteten Körper durch einen meist auch plebejisch gesunden Schlaf zu stärken pflegen.

Aber es sind nicht immer die Häuser mit den grell erleuchteten Fenstern, wo es am bewegtesten hergeht. Es gibt einige, die nach Außen eine heuchlerische Ruhe zur Schau tragen, deren Fenster dicht verhängt und deren Thore friedlich verschlossen sind und die doch in ihrem Innern einen Tempel für den Götzendienst, „Amusement" genannt, bilden.

Da stand zum Exempel ein vornehmes, palastartiges Haus in der Behrenstraße, das wie ein Muster stiller Solidität in die Aprilnacht hinausblickte. Die Fenster der Beletage waren von innen mit Läden aus weißlackirtem Fachwerk verschlossen; kein Ton drang nach außen; Alles schien in diesem Hause zu schlafen. Wer aber einen Blick

hinter diese Fensterläden hätte werfen können, der würde hier eine Versammlung beobachtet haben, die nichts weniger denn Ruhe genoß.

Da war einmal ein kleiner hellerleuchteter Salon, dessen größter Raum von einer langen, mit grünem Tuch bedeckten Tafel eingenommen wurde. Eine Gesellschaft von etwa zwanzig, meist sehr jungen Herren saß und stand um ein augenscheinlich sehr an- und aufregendes Roulettespiel.

Man kennt die Staffage derartiger Privatetablissements zur Genüge: tadellose Salonanzüge, Gesichter, die etwas röther oder bläßer sind, als dies unter normalen Umständen der Fall wäre, klimpernde Goldstücke und knisterndes Papiergeld, welche von Einem zum Andern wandern (und dieser Andere ist am Ende merkwürdigerweise gewöhnlich — der Bankhalter), und über dem Ganzen eine unheimliche Fieberatmosphäre, in der es bereits auffallend nach moralischem Katzenjammer riecht.

Von der offenen oder mühsam versteckten Aufregung der Spieler stach die kalte Ruhe des Bankiers und Hausherrn grell ab. Der war vom Scheitel bis zur Sohle nur — Geschäftsmann. Sein fahles, blatternarbiges Gesicht war durch einen militärischen Schnurrbart halbirt, der in seiner steifen Correctheit viel zu dem ehernen Gleichgewicht dieser Physiognomie beizutragen schien. Die wenigen Haare auf seinem Scheitel waren tadellos frisirt, tadellos waren die weißen, wohlgepflegten Hände, die die Roulettekugel drehten und mit dem Gelde manipulirten, tadellos war auch die ganze Haltung dieses Mannes, der von den Spielern ab und zu mit dem Namen eines „Herrn von Dröscher“ angesprochen wurde.

Unter den übrigen Herren war nur Einer, der gleichfalls einen bewundernswerthen Gleichmuth zur Schau trug, eine mittelgroße, schlanke Erscheinung von unverkennbarer Distinction. Er schien das Spiel nur mechanisch zu treiben und zeigte nicht die mindeste Befriedigung über den fort-

gesetzten Gewinn, mit welchem ihn das launische Glück bedachte. Seine Nachbarn betrachteten ihn heimlich mit Neid und Bewunderung. Wenn just eine Pause zwischen den einzelnen Gängen eintrat, da bildete er den Gegenstand manches kurzen Zwiegesprächs, das hinter seinem Rücken im Flüstertone gewechselt wurde.

„Wer ist das?" fragte irgend Einer, der hier im Spielsalon des Herrn v. Dröscher noch Neuling war, einen der zahlreichen Habitués.

„Ein gewisser von Dahlen," lautete dann jedesmal die Antwort, „kenne ihn nicht näher — kommt übrigens erst seit ein paar Tagen daher — gewinnt ganz erstaunlich."

„Und immer mit demselben englischen Spleen?"

„Immer so. Seltsamer Mensch. Kommt immer mit einem Vetter, mit dem er sehr befreundet scheint. Spricht indes oft den ganzen Abend keine Silbe."

„Und wo ist dieser Vetter von ihm?"

„Draußen im Salon der Hausfrau. Spielt nie. Schneidet wahrscheinlich die Cour. Soll übrigens auch merkwürdiger Kauz sein — fabelhaft schneidig."

„Auch ein Herr von Dahlen?"

„Ja."

„Auf Ehre, habe den Namen mein Leben nicht gehört."

„Ich auch nicht. Scheinen Fremde aus der Provinz. Müssen aber fabelhaft Geld haben."

„Ach, wirklich? Wer weiß — was dahinter steckt."

„Nun, Gentlemen sind's — oder es gibt überhaupt keine mehr. Verlassen Sie sich darauf!"

Das anstoßende Gemach war etwas größer und machte auf den ersten Blick einen weit harmloseren Eindruck. Hier wurde Thee und Punsch getrunken, geplaudert und gelacht und das Alles mit einer Unbefangenheit, als wisse Niemand etwas von dem Treiben im Nebenzimmer. Eine junge rothblonde Dame, die nicht gerade auf auffallende Schönheit, dafür aber unstreitig auf seltene Anmuth und Geist An-

spruch erheben konnte, saß neben dem Theetisch auf einem Balzac und machte den verhältnißmäßig wenigen Gästen — zumeist Spieler, die ab und zu aus dem Roulettezimmer kamen, um eine Erfrischung zu „neuen Thaten“ zu sich zu nehmen — die Honneurs.

Hier saß auch der, von welchem vorhin da drinnen als dem Vetter des Herrn v. Dahlen gesprochen worden war. Er mochte kaum erst die dreißig überschritten haben, sah aber weit jünger als sein Verwandter aus, der doch noch nicht achtundzwanzig zählte. War es aber bei dem Letzteren der tiefeingeprägte, überreife Ernst, der ihn älter erscheinen ließ, so bewirkte bei dem Ersteren eben ein unverwüstlicher Frohmuth, eine gewisse lächelnde Lebensauffassung das Gegentheil. Im Uebrigen wäre es schwer gewesen, etwas Gemeinsames, Verwandtschaftliches in den Zügen der Beiden zu entdecken, und doch bestand ein solches; es war ihre Art, wie sie zuweilen, der Eine mitten im Spiel oder im finsteren Vorsichhinbrüten, der Andere mitten im sarkastischen Geplauder, plötzlich um sich sahen, als müßten sie sich erst auf ihre Umgebung besinnen.

Die Dame am Theetisch — die einzige Vertreterin ihres Geschlechtes inmitten dieser monotonen Fräcke und weißen Cravatten — schien sich nicht ungerne mit dem älteren Dahlen zu unterhalten, der, wie wir bereits erfahren haben, das Spiel verschmähte und sich fast ausschließlich im Conversationszimmer aufhielt. Aber merkwürdig, es war etwas versteckt Feindseliges in der Weise, wie sie mit dem Manne verkehrte. Ihm gegenüber zeigte sie eine gewisse trotzige Herbheit, während sie die Anderen mit Liebenswürdigkeit behandelte. Freilich hatte ihr Lächeln, mit dem sie ihres Amtes als Wirthin waltete, stets etwas Conventionelles — „etwas Geschminktes, das ihr vielleicht zur Ehre gereiche,“ wie ihr Dahlen ganz ungenirt sagte. Er verstand sich überhaupt meisterhaft darauf, ihr mit lächelndem Munde und einer Harmlosigkeit, die oft täuschend war, in

Form einer geistvollen Plauderei Bitterkeiten zu reichen, die zuweilen an Beleidigungen streiften. Es war eben die epigrammatische Ironie, die selbst durch seine Galanterien leuchtete, was diese Dame verletzte und mit jenem heimlichen Groll erfüllte, und sein blendender Geist, sein vollendetes Cavalierswesen, was sie anzog.

„Ich weiß recht gut, daß Sie sich über uns Alle lustig machen," antwortete sie ihm soeben auf ein übertriebenes Compliment, das er ihrer auffallenden, aber immer noch geschmackvollen und eleganten Toilette gemacht hatte, welche ihr vorzüglich zu den interessanten, goldrothen Zöpfen stand.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie thun mir unrecht. Ich hielte es für sehr unklug, Sie und Ihren Herrn Bruder scherzhaft zu nehmen."

Die Dame sah ihn mißtrauisch an. Seine Bemerkung und vor Allem der leicht spöttische Ton, den er auf das Wort „Bruder" legte, enthielt eine brüskirende Zweideutigkeit. Aber sein Lächeln war dabei so verbindlich, als wäre er sich bewußt, nur etwas Schmeichelhaftes geäußert zu haben.

In diesem Moment kam ein junger Mann aus dem Spielsalon. Er trocknete sich das wachsgelbe Gesicht und bat mit halblauter, unsicherer Stimme um ein Glas Eiswasser. Während die Dame ihm dasselbe reichte, trat Dahlen ein wenig zurück. Mit spöttischem Lächeln betrachtete er den jungen Herrn, der die Erfrischung begierig in sich sog, und Fräulein Gertrud, welche sich sehr gleichgiltig auszusehen bemühte, aber eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen konnte; sie wußte ja sehr wohl, daß Dahlen's Blick auf ihr ruhte und was dieser Blick besagen wollte.

Der junge Mann stellte das Glas hin, dankte kurz und begab sich dann eiligst in das Spielzimmer zurück. Dahlen verneigte sich lächelnd vor der Dame und wandte sich ebenfalls dahin.

An der Schwelle kam ihm der Vetter entgegen.

„Nun, hast du die Bank gesprengt? Oder sitzest du heute ausnahmsweise selbst schon auf dem Trockenen?"

„Lass' uns gehen, Roland!" flüsterte der jüngere Dahlen.

„Wie du willst," gab der Andere ebenso leise zurück und zog ihn in die nächste Fensternische. „Du hast doch nicht am Ende wirklich — einen dummen Streich gemacht? Du siehst recht angegriffen aus."

„Nein, ich habe wie gewöhnlich mit einer stupenden Hartnäckigkeit gewonnen. Das ärgert mich eben. Ich bin der Affe des Glücks: auf der einen Seite eine Gunst, die mich nachgerade wirklich belästigt — und auf der anderen Seite hingegen....." Er seufzte schwer auf und strich sich das Haar aus der Stirn, dann setzte er mit verändertem Ton hinzu: „Ich will diesen Ort auch nicht mehr besuchen, Roland."

„Du langweilst dich?"

„Wie sollte ich nicht? Du versprachst mir ein Haus voll interessanter Figuren — ein Feld für pikante Beobachtungen, welche mich zerstreuen würden, und — aufrichtig gesagt — ich finde deine mit so lebhaften Farben geschilderten ‚Geheimnisse der Großstadt', die du mir zeigen wolltest, herzlich zahm und reizlos."

„Weil du deinen Geist nicht frei machen kannst," sagte der Aeltere ernst, mit gewissem sanften Vorwurf. „Du achtest ja gar nicht auf deine Umgebung."

Fritz von Dahlen zuckte die Achseln. „Ist's denn der Mühe werth? — Was hältst du überhaupt von den Leuten hier im Hause?"

„Meinst du die Wirthe oder die Gäste? Diesen sogenannten Herrn von Dröscher oder — seine Opfer?"

„Ach — diese Frage erspart dir schon die Antwort. In diesem Unterschied liegt bereits dein Urtheil."

„Nun, du bist doch hoffentlich ebenfalls nicht im Zweifel über die moralischen Qualitäten unseres liebens-

würdigen Hausherrn? Dieser Herr Haifisch wäre kaum mehr im Stande, Jemanden zu täuschen, wenn seine vom Spieldämon besessenen Clienten nicht eben schon von vorneherein mit Blindheit geschlagen wären."

„Du magst Recht haben; du bist ja auch ein wunderbarer Menschenkenner. Wie denkst du aber über dieses Fräulein Gertrud oder wie sie sonst heißt?"

„Ja, bei der hört meine soeben gerühmte Menschenkenntniß auf," lachte Roland von Dahlen. „Ich kann nicht recht klug aus ihr werden. Bald kehre ich zu meiner ursprünglichen Meinung zurück, nach welcher sie die raffinirteste Coquette ist, die mir nur je vorkam — und zuweilen glaube ich wieder an ein besseres Selbst in ihr. Auf alle Fälle ist es ein merkwürdiges Geschöpf."

„Hältst du sie wirklich für die Schwester deines Musjöh Haifisch?"

Roland zog die Schultern empor. „Es ist immerhin möglich."

„Armes Mädchen! Vielleicht verwünscht sie selbst die zweifelhafte Stellung, die ihr in diesem Hause angewiesen ist. So viel ich beobachten konnte, scheint sie zurückhaltender, als man vermuthen würde. Aber diese verbitterte Scheu kleidet sie sehr gut."

„Siehst du," sagte Roland lächelnd, „und eben deshalb — ist es vielleicht nur eine wohlberechnete Comödie. Vergeb' mir Gott, wenn ich der Kleinen unrecht thue, aber es ist ja auch eine schwere Aufgabe, an diesem Orte Tugenden zu suchen. Wir sind hier passive Zuschauer — sonst nichts weiter. — Aber du wolltest ja gehen? So komm'! Glücklicherweise überhebt uns die hier herrschende freie Hausordnung davon, uns von Irgendwem umständlich empfehlen zu müssen."

Und ohne mit Jemandem mehr ein Wort zu wechseln, traten sie in's Vorzimmer, wo sie sich von dem schläfrigen Diener die Paletots umlegen ließen.

„Es ist gerade noch Zeit,“ bemerkte der Jüngere seinem Vetter, indem er nach der Uhr sah. „Brukh glaubt uns in der Oper, und die wird eben erst aus sein.“

„Nicht doch; heute singt die Lucca die Carmen. Sie wird mehrere Nummern wiederholen müssen — dann muß die Vorstellung noch eine halbe Stunde dauern.“

Sie waren schon zum Fortgehen bereit, hatten dem Livrirten den üblichen Backhschisch überreicht, die Hüte aufgesetzt und knöpften nur noch die Handschuhe zu. Da wurde die kleine Thür am Ende des Vorzimmers aufgestoßen, die in den Spielsalon führte. Eine dunkle Gestalt schwankte in den Lichtkreis der matten Flurlampe und ließ sich auf die kleine Ottomane vor dem Ankleidespiegel niederfallen. Der Mann schien einem kleinen Schwindel zu erliegen; er ächzte leise und bedeckte das kreidebleiche Gesicht mit den wie im Frost zitternden Händen.



Die Vettern sahen nach ihm um. Roland erkannte denselben Herrn wieder, der eine Viertelstunde zuvor von Fräulein Dröscher das Eiswasser verlangt und bereits dabei eine so auffällige Verstörtheit gezeigt hatte.

„Ein Opfer des Haifisches," murmelte er mit bedeutsamem Kopfnicken.

„Der Unglückliche!" Damit wollte Fritz von Dahlen näher treten, aber sein Vetter hielt ihn am Arm zurück und zog ihn mit sich fort.

„Don Quijote!" raunte er ihm zu. „Willst du dich compromittiren? Ich wiederhole dir — hier sind wir bloße Zuschauer. Dem dort ist nicht mehr zu helfen und — verdiente es denn auch solch ein Verblendeter, der sein Lebensglück auf's Hazard setzt? Verlass' dich darauf, wenn du ihm Geld gibst — er trägt es noch in der nächsten Minute wieder dem Haifisch zu!"

Damit verließen sie das Vorgemach dieser Räume, welche angeblich der „Geselligkeit" gewidmet waren und in welchen die Menschen womöglich noch kälter und achtloser aneinander vorbeigingen als draußen im Lärm der Straße, im rastlosen Kampf um's Dasein....

„Wünschen Sie Wasser, mein Herr?" sagte der Diener, dem solche Episoden wohl nichts Neues waren, zu dem blassen jungen Mann auf der Ottomane.

Der Angeredete sah mit einem stieren, verständnißlosen Blick empor. Mechanisch nahm er das Glas, das ihm hierauf gereicht wurde und leerte es mit fieberischer Hast. Dann stand er auf, schlüpfte wie schlaftrunken in den ihm hingehaltenen Paletot und stülpte den Cylinderhut auf das feuchte, zerwühlte Haar. — Das Kinn auf die Brust herabgesenkt, stieg er die schwach erleuchtete Treppe hinab.

Da stand er auf der Straße, in der unfreundlichen Aprilnacht. Sturm und Regen schlugen ihm in's Gesicht, das Thor fiel hinter ihm zu.

Da hörte er hinter sich das Klappern von Pferdehufen und das Rollen von Wagenrädern. Es war eine heimkehrende Droschke, welche die Behrenstraße durchquerte.

Der Einsame hob den Kopf und überlegte — zum ersten Male wieder, seit er die Spielhölle verlassen. Was wollte er eigentlich? Was blieb ihm zunächst übrig? — Seine zerschlagenen Glieder gaben ihm, wie der Magen dem Hungrigen, die unmittelbarste Antwort; es war eine Forderung nach physischer Befriedigung. Beinahe unwillkürlich strebte er dem heranrollenden Fahrzeug entgegen.

Er rief den Kutscher an und nannte ihm ein Hotel auf dem Dönhofsplatz. Dort kannte ihn der Portier und nahm voraussichtlich keinen Anstand, die Droschke zu bezahlen und ihm ein Zimmer anzuweisen. Körperliche Ruhe war jetzt das einzige Bedürfniß des Müden. Aber es hätte ihm davor gegraut, seine Wohnung aufzusuchen. Mit *seinen* Reflexionen ist man nicht gerne zu Hause.

Der Weg von der Behrenstraße nach dem Dönhofsplatze ist nicht weit, aber die zehn Minuten, die eine Droschke dazu braucht, genügen einem Menschengeist zu einer Fülle qualvoller Selbstbetrachtungen. Für den Gedankenflug eines Verzweifelten können zehn Minuten eine höllische Ewigkeit bedeuten.

Von tausend moralischen Foltern zerrissen, brütete der junge Mann vor sich hin.

Die Vergangenheit tauchte in verzerrten Bildern vor seinem geistigen Auge auf. Er sah sich wieder auf der Handelsschule, im Comptoir des hochangesehenen väterlichen Geschäftshauses, im Rock des Einjährig-Freiwilligen, dann in Paris — und immer war es eine gesteigerte Variante über das Thema „Jugendstreiche, Jugendstreiche.“ Er wußte, was alle die Leute, die ihn von jeher gekannt hatten, auch schon von jeher über ihn sagten. „Er ist ein vollkommener Lebemann!“ behaupteten seine Freunde. „Ich fürchte, der Junge wird leichtsinnig!“ meinte der Vater.

Die Standesgenossen des reichen Kaufherrn aber sagten von seinem Söhnchen kurzweg: „Er ist ein Lump!"

Wahnsinnige Genußsucht, Schulden, nagende Reue, flehentliche Bitten an den Vater, wiederholte Verzeihung seitens des langmüthigen alten Herrn, energische Vorsätze — und dann wieder ein haltloses Zurücksinken in den alten, verderblichen Strudel, aus dem es so schwer ein Entrinnen gibt — das waren die wechselreichen Stationen in dem Kreislauf, in welchem er sich bisher bewegt hatte. Und wie ernst war es ihm doch wirklich gewesen, als er vor einem Jahre wieder einmal zu einer sogenannten Umkehr kam. Im klaren Bewußtsein, daß er nun nichts mehr zu verscherzen habe, daß sich ihm die väterliche Hand wirklich zum *letzten* Male helfend entgegengestreckt habe, hatte er den Volontärsposten angetreten, welchen ihm der Vater bei einem als das Muster eines strengen, pflichteifrigen Kaufmannes geltenden Berliner Geschäftsfreund verschafft hatte. Und es war ihm gelungen, das Vertrauen des Chefs zu erringen, sich eine geachtete, aussichtsreiche Position zu gründen, und dann... oh! es war erbärmlich, niederträchtig, unverzeihlich — dann kam wieder ein trostloses Abwärtsgleiten.... bis zu dem Punkte, auf welchem er in dieser Stunde stand: heimlich von Schulden bedrängt, die täglich an's Licht kommen konnten, und mehr noch als das: *einer bedeutenden, in die Tausende gehenden Summe beraubt, die ihm zwölf Stunden zuvor vom Chef zur Abwicklung eines Geschäftes anvertraut worden war.* Jetzt noch ein Verzweifelter, mit reuigen Selbstvorwürfen sich zerfleischender Schwächling, morgen aber — ein Dieb, ein Defraudant. Und was dem folgen mußte, das sah er mit unerbittlicher Deutlichkeit vor Augen. Der betrogene Chef kannte hier kein Erbarmen, das wohl auch nicht mehr gerechtfertigt gewesen wäre, und — der Vater? Ach, es wäre Wahnsinn gewesen, nur eine Secunde lang zu denken, daß er noch einmal verzeihen

würde, einen Streich gutmachen würde, welcher gerade noch gefehlt hatte, um die Unrettbarkeit dieses verlorenen Sohnes ein für alle Mal zu erhärten.

Der Wagen bog jetzt mit einer so rapiden und ungeschickten Wendung von der Markgrafenstraße in die Leipziger Straße ein, daß das linke Hinterrad mit scharfem Anprall an den erhobenen Rand des Trottoirs stieß und der Passagier von seinem Sitz herabgeschleudert wurde. Er fiel beinahe auf die Knie.

Den rechten Arm auf die Kissen gestemmt, wollte er sich wieder aufrichten. Da gerieth seine krampfhaft nach einem Stützpunkt suchende Hand in den Zwischenraum, welchen die Polster des Sitzes da offen ließen, wo die Polsterung der Rücklehne sich anschließen sollte. In dieser schadhaften Spalte stießen seine Finger plötzlich auf einen flachen, etwas weichkantigen Gegenstand. Was war es? Ein Buch, ein Packet, das irgend ein Jemand in dem Vehikel vergessen oder verloren hatte?

Er zog es mit einem Ruck hervor und betastete das Ding. Ein eigenthümliches Gefühl durchzuckte ihn, als er erkannte, daß er eine lederne Tasche in Händen hielt. Im nächsten Moment riß er dieselbe auf; seine zitternden Finger spürten ein dickes Päckchen Papiere von eigenthümlicher Weichheit. Der Lichtstrahl einer Laterne, an welcher die Droschke jetzt vorüberhumpelte, bestätigte ihm in einer Secunde, was ihm sein in solchen Dingen unendlich feinfühliger Taktsinn bereits hatte errathen lassen: das war Geld, viel Geld....

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Der junge Mann sprang heraus und zerrte ungestüm an der Thorglocke. — Der Portier hatte Mühe, das stark geröthete, feuchte Gesicht zu erkennen, das ihm entgegentaumelte. Er mußte den späten Gast entschieden für betrunken halten.

Rasch Licht gemacht, die Zimmerthür verriegelt und sich in den nächsten Fauteuil geworfen!

Der Mann gönnte sich nicht einmal Zeit, den Hut abzulegen. Mit nervösen Fingern breitete er den Inhalt der Ledertasche vor sich aus; es waren nicht mehr und nicht weniger als dreißig Tausendmarkscheine . . .

Wer war der Leichtsinnige, der eine solche Summe so schlecht verwahrt hatte? Gewiß kein armer Teufel, das war wenigstens sicher. Das schwarze Saffian-Portefeuille war völlig neu; in der einen Ecke auf dem Avers war eine Krone und der Buchstabe C mit Goldfäden eingestickt. Das Ding mochte einem Aristokraten gehört haben, der sich mit dem Verlust wohl schon abgefunden hatte. Vielleicht war es — ein Spielgewinn, eben so leicht erworben, wie der Entdecker eine fast ebenso hohe Summe in dieser Nacht verloren hatte.

Wie viel Thränen könnte man trocknen mit den Capitalien, die so ein leichtfertiger Verschwender im Handumdrehen vergeudet, ohne etwas mehr als die bloße Einbildung eines Genusses davon zu haben?! Worin lag zum Beispiel der Genuß, wenn er diese dreißigtausend Mark in einer einzigen Nacht verspielte? Und ob der Unbekannte das Geld am grünen Tisch oder — auf dem Polster einer Droschke verlor, welche ihn vielleicht im Zustand der Berauschung nach Hause gefahren — das war doch ganz gleich.

Wenn man auf dem Punkt steht, um sein nacktes Leben kämpfen zu müssen, so kennt man keine Rücksicht auf einen Nebenmenschen. — Und unser junger Mann stand wirklich auf diesem Punkte, denn was blieb ihm übrig, als vor dem grauenden Morgen, der ihn mit Schmach und Elend bedecken mußte, seinem verpfuschten Leben ein Ende zu setzen . . . . ?

Drittes Capitel.

Wir haben die beiden Dahlen verlassen, als sie die Treppe des Hauses in der Behrenstraße hinabstiegen. Auf der Straße erwartete sie ein Miethwagen. Roland wollte dem Kutscher eben den Namen ihres Hotels angeben, als er, sich anders besinnend, sich nach seinem Begleiter umsah.

„Höre, Fritz, was liegt dir daran. Wir fahren doch noch nach der Oper. Wenigstens können wir mit gutem Gewissen behaupten, dort gewesen zu sein, und mir wär' es ganz lieb, noch ein paar Cadenzen von der Lucca zu hören."

Der Andere stimmte gleichgiltig zu. Sie stiegen ein, und der Wagen nahm den Weg durch die Friedrichstraße, die Linden, nach dem Opernplatz.

Die Vorstellung war bereits in der zweiten Hälfte des letzten Actes, als die beiden Vettern ihre kleine Prosceniumsloge betraten. Auf der Bühne stand der Tenorist, der Darsteller des Deserteurs José und sang Eifersucht und Rache gegen die ungetreue Geliebte, die drinnen in der Arena dem Torero Escamillo zujauchzte.

„Ah — wir haben doch noch den ganzen Effect des letzten Auftritts vor uns!" sagte Roland und drückte dem Vetter den besten Fauteuil zurecht. Ehe sich jedoch der jüngere Dahlen setzte, warf er einen zerstreuten Rundblick in den dicht gefüllten Zuschauerraum. Plötzlich umspannte er den Arm seines Begleiters mit einem krampfhaften Griff.

„Dort — sieh' hin!" kam es wie ein leiser Windstoß aus seiner Kehle.

Roland sah ihn verwundert an. „Was hast du? Was ..."

Der Andere deutete durch eine kurze Kopfbewegung nach der gegenüberliegenden Seite des Ersten Ranges. Roland folgte dem Wink. Er sah eine junge, auffallend schöne Dame in reicher Toilette von ihrem Logensitz aufstehen und zur Thüre gehen. Ein hoher, hagerer Mann, der in jedem



Zuge seines schlaffen, blasirten Gesichtes den alternden Roué verrieth, folgte ihr mit dem Operngucker und dem kostbaren Spitzenshawl. Das Publicum mußte diesen raschen Aufbruch — just vor dem spannenden Schluß des Stückes — wohl bemerken und auffällig finden. Es hatte den Anschein, als wäre die Dame plötzlich unwohl geworden. — Roland biß sich auf die Lippe und wandte sich mit bestürzter Miene zu seinem Nachbar zurück.

„Helene — sie ist's doch?!“ flüsterte dieser hastig.

„Ich — ich habe sie nicht mehr genau sehen können,“ antwortete der Aeltere zögernd, „aber — der Mann war Pöckheim.“

„Mein Schwiegervater, ja!“

„Was willst du denn thun — um Himmelswillen,“ raunte Roland dem Vetter entsetzt zu und erhaschte seine Hand, die schon nach der Klinke der Logenthüre tastete.

„Ich muß sie sprechen — augenblicklich!“

„Bist du toll? Willst du einen Eclat herbeiführen — hier im Theater — im Angesicht des Publicums und der sensationslüsternen Vertreter der ganzen Presse?“

„Laß' mich!“

„Sei doch vernünftig — ich beschwöre dich!“ Damit zog Roland den schier außer Rand und Band Gerathenen fast gewaltsam auf den Polsterstuhl neben sich nieder. „Du erreichst sie ja gar nicht mehr. Ehe wir die andere Seite gewinnen, sind sie davon. — Wer sagt dir denn überhaupt, daß es wirklich Helene war? Du hast vielleicht, ebenso wie ich, nur den Landgrafen erkannt und daraus den Schluß gezogen, daß die Dame seine Tochter gewesen. Aber erinnere dich doch, Pöckheim ist ein Geck, ein Lebemann — wer weiß, was für eine zweifelhafte Modeheldin es war, die er da zur Seite hatte.“

Friedrich von Dahlen saß regungslos da, blaß wie der Tod, den kleinen dunklen Schnurrbart zwischen die Zähne geklemmt, das Kinn auf der Brust.

„Rede, was du willst. Sie war es — ich habe mich nicht getäuscht,“ lispelte er, fast ohne die Lippen zu bewegen.

„Es wäre seltsam. Aber am Ende — was kann es dich in Harnisch bringen, daß sie aus irgend einer Ursache ihren Reiseplan geändert haben mag und vielleicht en passant die Reichshauptstadt besucht? Wir wußten ja vor vier Wochen auch noch nicht, daß wir heute einer Vorstellung im Berliner Opernhause beiwohnen würden.“

„Aus irgend einer Ursache . . .“ wiederholte Friedrich gedankenvoll.

„Und wenn es dich interessirt, so können wir uns ja morgen Gewißheit verschaffen. Ihr Name müßte doch im Fremdenanzeiger der Hotels stehen.“

„Gewißheit — worüber?“ fragte der Andere, ungestüm den Kopf in den Nacken werfend.

„Mensch — was hast du denn nur? Was ficht dich

an? Flößt dir denn deine Frau einen solchen Abscheu ein, daß dich schon ihr bloßer Anblick in Zorn bringt?"

Friedrich unterdrückte das Wort, das ihm bereits auf der Zunge gelegen zu haben schien und zerbiß wieder seinen Schnurrbart, mit düsterem Blick den Theaterzettel auf der Logenbrüstung anstarrend.

„Worüber grübelst du?"

Roland erhielt mehrere Secunden keine Antwort. Er legte die Hand beschwichtigend auf die Finger Friedrichs, die nervös auf dem rothen Plüsch des Logenbords trommelten. Da beugte sich der Jüngere zu seinem Ohr.

„Sie betrügt mich!" zischte er leidenschaftlich.

Roland fuhr zurück und sah ihn mit einem langen Blick an.

„Weißt du denn, was du sprichst?" — Friedrich nickte. — „Pah — du bist exaltirt! Aber ich begreife nicht, warum. Was ist das für eine plötzliche Idee?"

„Sie kam nicht plötzlich. Ich trage mich schon lang mit diesem Gedanken."

Der schwere Seufzer, mit welchem Friedrich das sagte, ließ erkennen, daß er wahr sprach, und daß es ihm nicht leicht wurde, dem Vetter damit sein Inneres zu eröffnen.

„Ah — das ist es also, was dich drückt?" murmelte Roland in höchster Ueberraschung. „Das hätt' ich mir nicht träumen lassen! — Fritz, du — du liebst deine Frau?"

Friedrich zuckte unmuthig die Achseln und sah auf die Bühne, aber man merkte, daß die geräuschvollen Vorgänge daselbst ohne Eindruck an seinem Geist vorübergingen. Die rauschenden, lärmenden Klänge des Finale aus dem Orchester übertäubten glücklicherweise die Stimme Rolands, die mit den letzten Worten etwas lauter geworden war, als er es beabsichtigt hatte.

„Fritz, jetzt lerne ich dich erst völlig kennen! Aber sage nur, bist du wirklich fest überzeugt —"

„Von ihrem Verrath? Freund, wenn ich es wäre —

du hättest mich nicht zurückhalten können. Es ist vielleicht moralische Feigheit, daß ich doch davor zurückschrecke, die ganze Wahrheit zu erfahren. Aber wenn ich sie habe, wenn sich das bestätigen sollte, was ich befürchte —"

„Nun?"

Die Musik des Orchesters im Verein mit den tutti des spanischen Volkes auf der Bühne machte es Friedrich jetzt unmöglich, zu antworten. Er stand auf und deutete stumm auf die Scene: Carmen brach eben unter dem mörderischen Dolche des betrogenen José zusammen. Das Fortissimo des Chors und der Soli verschmolz sich mit dem rauschenden Beifallsklatschen und Rufen des begeisterten Auditoriums zu einem sinnverwirrenden Getöse.

„Komm' — gehen wir!" rief Roland sehr erregt und zog den Vetter mit sich hinaus.

Auf dem Weg durch das Foyer und die Treppe hinab verfolgte sie noch der enthusiastische Jubel, mit welchem das Publicum seinen Liebling noch einmal und noch einmal an die Rampe rief.

Der Wagen hielt am Central-Hotel. Die Vettern stiegen aus und begaben sich in das erste Stockwerk. Auf dem Corridor kam ihnen ein alter Herr mit einem rosigen Greisengesicht entgegen.

„Ich habe die Hoheiten schon früher erwartet," sagte er halblaut mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

„Sie sehen ja ungemein geheimnißvoll aus, lieber Graf," antwortete Roland, indem er seinen gewöhnlichen heiteren Ton anzuschlagen versuchte; „haben Sie vielleicht eine interessante Mittheilung für uns?"

„Ich glaube ja," lispelte der vornehme Alte und zupfte mit wichtiger Miene an seinen buschigen weißen Augenbrauen.

Die drei traten in einen luxuriösen, sanft beleuchteten Salon, der einen Ausblick in eine Reihe ebenso elegant ausgestatteter Gemächer gewährte.

„Dann bitte — ohne Umschweife!“ sagte der ältere der Vettern, Hut und Handschuhe ablegend, während Friedrich von Dahlen sich in einen Fauteuil fallen ließ, ohne eine Notiz von den Worten des alten Grafen zu nehmen, obwohl dieselben größten Theils gerade an ihn gerichtet wurden.

„Ihre durchlauchtigste Hoheit, die Frau Erbprinzessin befinden sich in Berlin!“

Bei diesen mit feierlicher Wichtigkeit betonten Worten zuckte Friedrich zusammen. Roland sah ihn gespannt an, dann auf den Grafen, der mit einer wunderlichen Grazie fortwährend an seinen Augenbrauen zog.

„Ich weiß es,“ entgegnete Ersterer nach einer kleinen Pause; „wir haben sie soeben in der Oper getroffen.“

„Ah — dann bitte ich Eure Hoheit um Vergebung! Ich glaubte damit eine Neuigkeit zu berichten.“

„Wir haben aber die Prinzeß nicht gesprochen,“ erwiderte Roland an Stelle des Jüngeren, der wieder in seine düstere Schweigsamkeit versank. „Woher erfuhren Sie ihre Anwesenheit, lieber Brukh?“

„Als ich heute Nachmittags zum Besuch nach dem Pensionat fuhr, wo sich, wie die Hoheiten wissen, meine Tochter befindet, begegnete ich einem Wagen, in welchem Ihre Hoheit an der Seite ihres Herrn Vaters, des erlauchten Landgrafen von Pöckheim saßen. Ich würde an eine momentane Täuschung geglaubt haben — die Wagen fuhren auch so schnell aneinander vorbei, daß mir nicht einmal Zeit blieb, meine Reverenz zu machen. Aber seine Erlaucht, den Herrn Landgrafen erkenne ich auf den ersten Blick. Ich habe auch sofort die Fremdenliste durchgesehen. Im Hotel Kaiserhof sind ein Herr und eine Frau von Pöckheim als Vater und Tochter gemeldet. Das nahm mir allen Zweifel.“

„Natürlich,“ unterbrach Roland die bedächtigen Auseinandersetzungen des biedern Kammerherrn Graf Brukh-Tromberg, „Prinzeß Helene hat es vorgezogen, so wie wir,

ein Incognito zu wählen. — Das ihre ist allerdings etwas durchsichtiger."

Den letzteren, besonders hervorgehobenen Satz richtete Prinz Roland an seinen Vetter, den Erbprinzen Gustav Friedrich, als ein beruhigendes Argument.

„Befehlen Eure Hoheit eine Verständigung an die allergnädigste Frau Prinzessin?"

„Eine Verständigung —?" fragte der Erbprinz rasch, aus seinen Gedanken auffahrend.

„Eine Benachrichtigung von hochdero Anwesenheit," wagte der ängstliche Graf schüchtern beizufügen.

„Unterlassen Sie das vorläufig!" antwortete Prinz Roland anstatt des Anderen. „Wir werden das selbst besorgen."

Der herzogliche Kammerherr producirte wieder eine seiner ceremoniellen Verbeugungen, knipste sich ein paar Haare aus den schlohweißen Brauen und zog sich zurück.

„Was soll geschehen?" fragte Roland, als sie allein waren. „Willst du Helene morgen aufsuchen?"

„Nein," erwiderte der Erbprinz nach einigem Zögern, „ich kann es nicht."

„Und es ist auch besser so," athmete der Andere auf. „Du würdest deine Sache nur verderben, muß ich fürchten. Laß' mich hingehen; willst du?"

„Glaubst du denn, daß du sie noch treffen wirst? Sie ist ja heute vor uns geflohen."

„Das bildest du dir nur ein," lenkte Roland ab. „Wer weiß es, ob sie uns überhaupt gesehen hat. Kann sie nicht tausend unverfängliche Gründe gehabt haben, ihre Loge zu verlassen?"

„Nein, ich weiß gewiß, sie hat uns sofort bemerkt! Ich sah sie erbleichen, dem Vater etwas zuflüstern und hastig aufstehen."

„Hirngespinnste! Was hätte sie denn für Ursache, vor dir zu fliehen?"

„Das ist's ja eben!“ rief der Erbprinz, wild aufspringend und die Faust schüttelnd. „Es ist die Stimme ihres Gewissens, die ihr meinen Anblick unerträglich macht.

„Warum habe ich sie in den achtzehn Monaten unserer Ehe kaum viere gesehen? — Sie ist vergnügungssüchtig und coquett, und wenn es noch eines Anhaltspunktes bedürfte, so wäre es der Umstand, daß sie den Verkehr mit ihrem Vater wieder aufnimmt, mit dem sie sich doch seit einem Jahr überworfen hatte. Dieser Pöckheim aber — ist das nicht der cynischste Schuft? Wir haben ihn ja kennen gelernt. Sein ganzes Streben war nur darauf gerichtet gewesen, sich mit unserem Hause zu verbinden. Er muß ein ganzes System aufgebaut haben, um die Welt über seine derouten Verhältnisse zu täuschen. Einen Monat nach meiner Vermählung — waren wir genöthigt, ihn zu rangiren, wollten wir nicht zusehen, daß er des betrügerischen Bankerotts angeklagt werde. Der Mann hat ja *seit fünf Jahren lediglich von der Aussicht gelebt*, die kaum mehr nachweisbare Verwandtschaft seines Geschlechtes mit dem unsrigen durch diesen Ehepact empor zu knüpfen. Und mein herzoglicher Vater war naiv genug, das Gewebe seiner Künste nicht im Entferntesten zu durchschauen.“

„Das konnte Niemand, mein Freund, wenn wir gerecht sein wollen. Pöckheim ist ein geriebener Fuchs, ein anrüchiger Charakter meinetwegen — aber warum wirfst du das jetzt seiner Tochter vor?“

„Weil sie seinen Schutz sucht, und weil Pöckheim nichts ohne den schmutzigsten Eigennutz thut. Helene wird ihn für den Hinterhalt und die Dienste, die er ihr gewährt, gut bezahlen müssen. Und wenn das Alles auch nicht wäre —“ Gustav Friedrich pflanzte sich in herausfordernder Haltung vor dem Vetter auf und schrie: „Weshalb schützt sie eine Erholungsreise nach den Pyrenäenbädern vor, wenn sie sich in Berlin aufhält und den großstädtischen Vergnügungen nachgeht?“

Roland schüttelte den Kopf. „So beruhige dich doch nur, krankes Gemüth! Du weißt ja gar nicht, wie hinfällig alles das ist, was du da an Verdachtsmomenten anzuführen behauptest. Deine Ideen sind sprunghaft wie die eines Kindes. Aus Allem, was du mir sagst, entnehme ich noch keinen einzigen eigentlichen Grund zu deinen bösen Selbstquälereien."

„Gründe, Beweise? Ich will sie gar nicht!" rief der Erbprinz, zitternd vor Erregung. „Mein Hauptgrund ist — mein Instinct!"

„Du lieber Gott, das sind die Argumente eines Weibes! Dich schreckt ein Traum..."

„Oh!" schrie Gustav Friedrich, derb auf den Teppich stampfend. „Predige mir nicht! Ich weiß, Ihr behandelt mich Alle wie einen Schulknaben, den man mit einer Handvoll Pfeffernüsse beruhigen kann. Ihr verbergt mir, was ich doch ein gutes Recht habe zu erfahren. Ihr seid Alle wider mich im Bunde. Aber ich habe doch noch mehr Verstand, als ihr mir zutraut, ich sehe mehr, als ihr mich sehen lassen wollt, vor Allem genug, um Euch zu durchschauen!"

Roland preßte die Lippen aufeinander und trat mit einer leichten Verneigung einen Schritt zurück.

„Wenn das Ihre Ansicht ist, mein Prinz, dann haben wir uns nichts mehr zu sagen. — Ich werde heute noch an meinen durchlauchtigsten Oheim, dero Herrn Vater, Herzog Josef Wladimir, ein Immediatgesuch richten, daß er mir erlaube, wieder in den preußischen Armeedienst zu treten, welchen ich vor einem Jahre auf ihren Wunsch verließ. Es dürfte Ihnen auch gewiß nicht schwer fallen, einen Gesellschafter zu finden, der sich besser darauf versteht, Ihren momentanen Beifall zu erringen."

Er machte einige Schritte gegen die Thür, da wandte sich der Erbprinz, der ihm den Rücken gekehrt hatte, um und eilte ihm nach.

„Roland — sei wieder gut!" sagte er leise, mit erstickten Thränen in der Stimme. „Verzeih' mir! Ich thue dir Unrecht, ich weiß, daß ich keinen besseren Freund in der Welt habe, als dich. Ich bin abscheulich in meiner Verblendung, aber — Roland, Bruder, weißt du denn, was ich leide?"

Er schlang mit leidenschaftlichem Ungestüm die Arme um den Hals des Cousins und brach in Thränen aus. Roland streichelte ihm das Haar und flüsterte ihm beruhigend zu — wirklich „wie einem Kinde," aber diesmal wehrte sich Gustav Friedrich dagegen nicht.

Als sich Prinz Roland eine Stunde später allein in seinem Schlafzimmer befand, da war seine Miene weit ernster und besorgter, als vorher, so lange er bemüht war, den Vetter durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit heiterer zu stimmen.

„Daß ich daran nicht gedacht habe!" murmelte er im Auskleiden vor sich hin, nachdem er den Diener hinausgeschickt hatte. „Der arme Bursche — er liebt seine Frau! — Das ist freilich ein Unglück!"

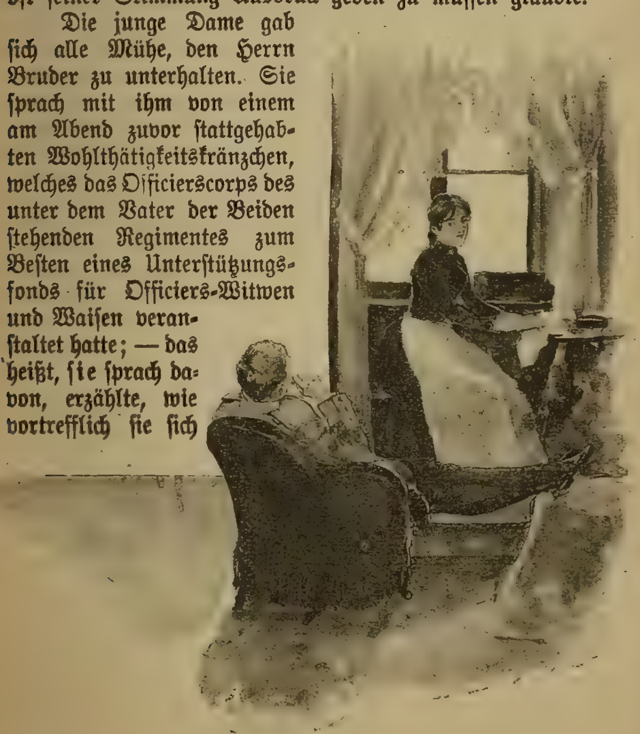
* * *

Während die beiden Prinzen aus dem Xschen Herzogshause ihren Tag beschließen, wollen wir denselben nochmals zurückgehen.

Nicht weit vom Central-Hotel, in der Wilhelmstraße hatte der Oberst Chlodwig von Perneck seine anspruchslose Wohnung. Am Vormittag desselben Tages finden wir daselbst eine hübsche junge Dame, mit einer Handstickerei beschäftigt, in Gesellschaft eines jungen Cavallerie-Officiers. Daß die Beiden „nur" Bruder und Schwester und nicht etwa ein Liebespaar waren, das hätte man sofort aus der Art und Weise sehen können, wie es sich der Herr Lieutenant in dem Fauteuil, dem reizenden Mädchen gegenüber

bequem machte: er hatte das eine Bein auf das seitwärts stehende Sofa gelegt, das andere im Winkel darübergeschlagen und spielte zerstreut an dem klirrenden Sporn. Die rechte Hand war damit beschäftigt, den kleinen blonden Schnurrbart zu drehen und ab und zu die Cigarrette aus dem Mund zu nehmen, bald um demselben Raum zu geben, den Rauch herauszupusten, bald um die Lippen zu einem nachhaltigen Gähnen zu benutzen, womit er ziemlich oft seiner Stimmung Ausdruck geben zu müssen glaubte.

Die junge Dame gab sich alle Mühe, den Herrn Bruder zu unterhalten. Sie sprach mit ihm von einem am Abend zuvor stattgehabten Wohlthätigkeitskränzchen, welches das Officierscorps des unter dem Vater der Beiden stehenden Regimentes zum Besten eines Unterstützungsfonds für Officiers-Witwen und Waisen veranstaltet hatte; — das heißt, sie sprach davon, erzählte, wie vortrefflich sie sich



amusirt habe und schilderte in möglichst schönen Farben die ganze Staffage des Festes. Der Lieutenant lächelte oft mit weltmännischer Geringschätzung, die seinen drei- oder vierundzwanzig Jahren ein sehr interessantes Relief verlieh — so meinte er wenigstens. Er hatte das Kränzchen natürlich nur „anstandshalber“ mitgemacht, da doch sein Papa als Oberst dem Vergnügungscomité vorgestanden hatte, und war auch schon nach dem ersten Walzer verschwunden, angeblich um im Officierscasino ein wichtiges Kriegsspiel nicht zu versäumen, in Wirklichkeit, um mit den Kameraden dort Wein und Punsch zu trinken und über das unerschöpfliche Thema „Pferde“ zu sprechen, von welchem ja das Infanterieregiment des Vaters keine halbwegs acceptable Meinung hatte.

Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, der Lieutenant Bruno von Perneck war keineswegs unempfindlich für weibliche Reize, und wenn er es verschmähte, sie auf dem Parkett des Ballsaales aufzusuchen, so trug daran nur der Umstand Schuld, daß er sein tapferes Herz — vielleicht ihm selbst noch nicht ganz bewußt — bereits verschenkt hatte. Das Pikante dabei war für ihn, daß er den Gegenstand seiner Gedanken gar nicht kannte. Ihm schwebte nur eine Fülle herrlicher Frauenhaare vor, von jener Goldfarbe, wie sie Hans Makart durch seine Vorliebe dafür geradezu gefeiert gemacht. Diese Haare waren ihm vor einigen Tagen in der Friedrichstraße aufgefallen, und er war ihnen gefolgt, anfangs nur mit der halb gedankenlosen Absicht des müßigen Flaneurs, der es vielleicht für eine Art localpatriotischer Pflicht betrachtet, von allen hübschen Frauenerscheinungen seines Stadtviertels Notiz zu nehmen. Die Eigenthümerin jener Loreley-Haare war in mehrere Geschäfte getreten, um Einkäufe zu besorgen, und der flotte Cavallerist wartete vor jedem Laden, bis sie wieder herauskam. Endlich mußte ihn die Dame bemerken. Sie schleuderte ihm einen zornigen Blick zu, der Perneck

„bis in's Innerste" traf. Und die reizende Art, wie sie die rothen üppigen Lippen aufwarf! — er war überzeugt, er würde das nie vergessen. Leider war ihm die pikante Unbekannte gleich darauf auf Nimmerwiedersehen entschwunden. Sie begab sich in einen Laden in der Passage an der Ecke der Friedrich- und Behrenstraße — um nicht wiederzukehren. Sie hatte sich der Gefolgschaft des unwillkommenen Ritters wahrscheinlich durch einen Nebenausgang des betreffenden Geschäftslocales entzogen — und der Lieutenant wartete vergeblich. — Dieses kleine Abenteuer wäre ihm an sich durchaus gewöhnlich und unbedeutend erschienen, wenn er nicht zu seiner eigenen Ueberraschung die Entdeckung gemacht hätte, daß er in seinen Gedanken unaufhörlich darauf zurückkam. Wie ein neckender Kobold tauchte dieser feine, interessante Frauenkopf mit den prächtigen Goldzöpfen immer wieder vor seinem geistigen Auge auf. Und merkwürdig! Bruno, der bisher immer spöttisch gelacht hatte, wenn von Ehe und Verlobungen gesprochen wurde, er ertappte sich in den zwei letzten Tagen mehrmals bei der träumerischen Ausmalung eines kleinen behaglichen Tisches, vor welchem er an der Seite einer rothblonden Dame saß, die ihm von Zeit zu Zeit die vollen, so allerliebst trotzigen Lippen zum Kusse bot. Dann seufzte er jedesmal. Er wollte sich freilich nicht gestehen, daß dieser Seufzer gerade diesem speciellen Phantasiegemälde galt, sondern setzte ihn auf das Conto des widrigen Schicksals, das es ihm überhaupt unmöglich gemacht hatte, die Verwirklichung etwaiger Gelüste nach dem philiströsen Hafen einer Ehe aus Eigenem zu erstreben. Der Oberst von Perneck hatte nämlich erst vor kaum einer Woche das Unglück gehabt, sein kleines Vermögen zu verlieren, das er einst den Kindern hinterlassen zu können hoffte. Der betrügerische Bankerott eines Bankiers hatte dieses Capital verschlungen.....

Bruno fand es auch in diesem Augenblicke, als seine

Gedanken während der Erzählung der Schwester wieder den Flug zu jenem idyllischen Bilde genommen, für nothwendig, seine sentimentalen Anwandlungen durch opportunen Materialismus zu verscheuchen und bei dieser Absicht kam ihm sein Magen zu Hilfe.

„Höre, Renate," sagte er, sie unterbrechend, indem er rasch aufstand und die Uhr zog, „jetzt begreife ich erst, warum mir so flau ist, daß ich alle Minuten gähnen muß. Was ist denn das für 'ne Wirthschaft? Es ist ja schon eine halbe Stunde über unsere gewöhnliche Essenszeit!"

„Es ist wahr," antwortete Renate, die Schwester, „aber du mußt dich doch gedulden, bis der Vater nach Hause kommt."

„Wann ist das? Ich habe Hunger — und dann muß ich auch in zwei Stunden in der Reitschule sein."

„Du weißt ja, der Vater ist sonst die Pünktlichkeit selbst. Aber vielleicht wurde er im Kriegsministerium aufgehalten —"

„Hat er denn heute dort zu thun?"

„Ach, es handelt sich um das Erträgniß unseres gestrigen Bazars und Balles. Der Vater, als Regimentscommandant, mußte die Mission übernehmen, das eingegangene Geld an den Unterstützungsfonds abzuliefern. Ja, es soll eine sehr große Summe sein; es wurde überaus splendid gezeichnet. Der Vater des jüngsten Lieutenants unseres Regiments, der Geheimrath Volkmann, hat allein zehntausend Mark gespendet, wie mir der Vater sagte."

„Alle Wetter, das ist wirklich generös! — Aber es ist doch zu viel verlangt, daß wir durch das unserem Vater übertragene Ehrenamt eines Wohlthätigkeitsschatzmeisters — um unser Mittagessen kommen sollen. Höre 'mal, ich warte nur noch eine halbe Stunde, dann — speise ich wieder einmal im Casino!"

Bruno war überzeugt, daß er ein kindliches Opfer von antiker Größe brachte, als er die halbstündige Warte-

frist freiwillig verdoppelte. Als aber der saumselige Vater auch nach dieser Stunde nicht erschien, schnallte er ruhig seinen Säbel um und verabschiedete sich von der Schwester, um das Officierscasino aufzusuchen, wie er gedroht hatte.

Es war schon nicht mehr weit zur Dämmerung, als Oberst von Perneck endlich das Heim betrat, in welchem die blühende Tochter an der Stelle der frühverstorbenen Mutter ihres Amtes als Hausfrau waltete.

Renate bebte inmitten des Salons zurück, durch welchen sie dem Vater entgegeneilte.

„Um Gottes willen, Vater, bist du krank?“ stotterte sie.

Der Oberst blieb an der Thüre stehen. Sein Mantel triefte vom Regen. Die weißen Haare unter dem Helm klebten feucht an den eingesunkenen Schläfen. Sein Gesicht war wächsern wie das Antlitz einer Leiche; der silberne Schnurrbart hing struppig um die wie im Frost zusammengezogenen bläulichen Lippen. Sein Blick starrte geistesabwesend in's Leere.

„Du hast gewartet — ah! — Du hättest es — nicht thun sollen — ich — ich esse nicht mehr — ich — habe schon...“

Renate entsetzte sich vor der gebrochenen, hohlen Stimme, mit der er diese abgerissenen Worte hervorbrachte. Sie war überzeugt, daß er die Unwahrheit sprach. Jetzt konnte sie sich nicht länger bezwingen. Sie schlang die Arme um seinen Hals und beschwor ihn mit schreckensbleichem Munde, ihr zu sagen, was ihm fehle. Ihre Worte schienen ihm vollends die Geistesgegenwart zurückzugeben. Er versuchte zu lächeln und Ruhe in seine Stimme zu bringen. Es sei nichts von Bedeutung; das alte Leberleiden hätte sich wieder gemeldet, er sei zu rasch die Treppe heraufgestiegen und so weiter. Renate fühlte sich durch seine Reden kaum halbwegs beruhigt, aber sie begriff, daß es am besten sei, vorläufig nicht weiter in ihn zu dringen. Sie geleitete

ihn nach seinem Schlafzimmer, wo er auf der Ottomane ein wenig ausruhen wollte, und half ihm mit der Sorgfalt einer Krankenpflegerin, es sich bequem zu machen.

Die Tochter hatte kaum die Thür hinter sich geschlossen, als der Oberst sich von seinem Lager erhob, ihr folgte und den Nachtriegel vorschob. Dann machte er einen raschen Gang durch das Schlafzimmer. Er hatte die Hände krampfhaft geballt, und seine Lippen zuckten. Endlich ließ er sich in einen Lehnstuhl fallen und verhüllte stöhnend das Gesicht.

Er hatte gelogen, als er Renate auf eine diesbezügliche flüchtige Frage gesagt, er habe die ihm anvertraute Summe, das Erträgniß des gestrigen Festes und die Spenden der Subscribenten ihrer Bestimmung zugeführt. Er hatte das Geld verloren .....

Wer begreift das Verhängniß, das oft unsere gewissenhafteste Sorgfalt einschläfert! Der Oberst v. Perneck war von einer Genauigkeit in allen dienstlichen Angelegenheiten, die an Pedanterie streifte; er glaubte auch die ihm übergebene Summe so wohl verwahrt zu haben als es nur möglich sei. Er wußte nicht einmal, wo ihn der Verlust getroffen, vielleicht im Officierscasino, wo er das Geld in Empfang genommen, oder auf offener Straße, vielleicht im Wagen, den er zur Fahrt nach der Leipziger Straße benützt hatte oder im Gewühl der Thoreinfahrt des Ministeriums — oder weiß Gott, wo sonst. Er hatte weder die Nummer der Droschke, noch die Physiognomie des Kutschers im Gedächtniß behalten. — Er hatte den Verlust erst im Vorzimmer des Kriegsministers entdeckt, als er das Portefeuille aus der Manteltasche nehmen wollte. Halb gelähmt war er umgekehrt, die Treppe hinabgetaumelt — ohne zu wissen, was er thun wollte. Er war mehrmals im Begriff gewesen, in die Kaserne zu eilen, seinen Subalternofficieren Alles zu entdecken — und er hatte es nicht über's Herz gebracht. Er war in alle Zeitungsexpeditionen gelaufen, hatte

Inserate aufgegeben, um dann auf der Polizei Meldung zu erstatten und wieder durch die Straßen zu irren, wie vom Wahnsinn getrieben, des Regens nicht achtend, der ihm in das heiße, fieberbrennende Gesicht schlug, bis ihn die Müdigkeit angefallen und seine Glieder mechanisch nach Hause gelenkt hatte.

Viertes Capitel.

Als Prinz Roland am darauffolgenden Vormittag nach dem Hotel Kaiserhof fuhr, trug sein kluges, sympathisches Gesicht keineswegs den Stempel jenes liebenswürdigen Humors, der sonst das Hauptgepräge seines frischen, herzgewinnenden Wesens bildete.

„Sei nicht allzuschroff mit ihr und — sage ihr nichts von meinen gestrigen bösen Worten — es würde sie verletzen!" — Mit dieser zaghaften Mahnung hatte ihm der Erbprinz nach dem Frühstück die Hand gedrückt und ihn fortgelassen. Und wenn Roland damit die Heftigkeit verglich, die Gustav Friedrich den Abend zuvor gezeigt hatte, mußte er sich seufzend gestehen, daß der Arme den Keim zu allen seinen Seelenleiden in sich selber trug, denn es gibt ja nichts Unglücklicheres als Schwäche, und Schwäche war der Grundzug im Charakter dieses — Herrscherprossen.

Ein noch peinlicherer Vergleich mit dem Erbprinzen mußte sich seinem Vetter aufdrängen, als er der Prinzeß Helene gegenüberstand, die ihn in einem reizenden Damensalon empfing. Jeder Zug an diesem berückend schönen Weibe war Temperament und Leidenschaft.

Die hohe Frau zeigte Freude und Erstaunen über das Erscheinen des Prinzen. Sie überschwemmte ihn mit einer ganzen Fluth von Fragen. Wie er denn nach Berlin käme, ob er Gustav Friedrich verlassen oder — am Ende gar hierher begleitet habe, und noch einer Menge anderer Er-

kundigungen und Versicherungen, die Roland kaltblütig über sich ergehen ließ. Seine ganze Haltung war gewappnete Abwehr gegen den Ansturm des liebenswürdigen Kreuzfeuers einer Frau, die in keiner Situation um die Mittel zu ihrem Vortheil verlegen war.

„Haben Sie uns denn nicht gestern im Opernhause bemerkt?“ fragte er gelassen. „Wir kamen kurz vorher, ehe Sie Ihre Loge — in so auffallender Hast verließen.“

„Nicht möglich. — Ah, dann bedaure ich nicht länger geblieben zu sein und die Schlußscene gehört zu haben, trotzdem mich diese Ermordungsgeschichte so unangenehm aufregt, daß ich sie gewöhnlich vermeide, wie Sie selbst gesehen haben.“

Sie bereut es, durch ihren unüberlegten Aufbruch Verdacht erregt zu haben, dachte Roland. Dann fragte er in höflichster Umschreibung nach der Ursache ihres Berliner Aufenthaltes und deutete an, daß der Erbprinz denselben unliebsam bemerkt habe. Mit der selbstverständlichsten Miene der Welt und in lächelndem Plauderton erklärte sie, in den Pyrenäenbädern die erwünschte Stärkung ihrer angegriffenen Nerven gefunden zu haben, dann habe sie den Rath der französischen Aerzte befolgt und den Versuch gemacht, in den Großstädten wohlthätige Zerstreuung aufzusuchen; „cher papa“ habe ihr dabei in aufopferndster Weise seine Begleitung gewidmet, wovon sich Roland wohl schon überzeugt haben würde. Und fast mit demselben Athem, in welchem sie bedauerte, daß Graf Pödheim durch seine zufällige Abwesenheit um das Vergnügen der Gesellschaft Rolands käme, gab sie in graziösester Weise zu verstehen, daß sie es nur für eine freiwillige Höflichkeit halte, den Gemahl von ihrem Thun und Lassen zu unterrichten, daß sie es aber als ihr gutes Recht betrachte, ihrem Hang nach „Wechsel der Umgebung“ ganz nach eigenem Gefallen Befriedigung zu verschaffen. Der Prinz erlaubte sich dagegen die Einwendung, daß es dem Ehegemahl wohl nicht übel zu nehmen sei,



wenn er ab und zu nach der Gesellschaft der Gattin verlange und zumindestens Kenntniß von dem jeweiligen Aufenthalt derselben besitzen wolle.

„Sprechen Sie hier in einem bestimmten Auftrag, lieber Cousin?“

„Nun denn — ja, ich komme, Ihnen einen Vergleich vorzuschlagen, Prinzessin.“

„Lassen Sie hören!“

„Folgen Sie immerhin der Neigung, Ihrem bewunderns-werthen Geiste durch Reisen und ethnographische Studien Nahrung zuzuführen, aber belieben Sie nebenher sich auch zu erinnern, daß Sie mit Ihrer Vermählung die schöne Mission übernommen haben, einem Volke, dem Sie einst Landesmutter sein werden, das Beispiel einer harmonie-vollen Ehe zu geben. Oder — kurz und prosaisch ausge-drückt: beschränken Sie Ihre Reiselust auf die eine Hälfte des Jahres und schenken Sie während der anderen unserem Hofe Ihre schmückende Gegenwart. Sie würden damit dem Wunsche meines Onkel-Herzogs und — dem berechtigten Verlangen Ihres Gemahls nachkommen.“

Die Prinzessin ließ ein silberhelles Lachen hören, das ihre blendenden Perlenzähne enthüllte. Dabei schmiegte sie sich so behaglich in ihren niedrigen Fauteuil, als genieße sie die amusanteste Unterhaltung.

„So eine Art Sommerurlaub also, abwechselnd mit Hof- und Familiendienst? Sehr hübsch arrangirt, ha, ha, ha! — Aber verzeihen Sie, in Ihrem Schlußsatz sprachen Sie von einem — Verlangen des Erbprinzen, vielleicht von einem Befehl?“

„Wenn Sie selbst dieses härtere Wort wählen wollen — meinethalben! das Recht zu einem solchen Befehl werden Sie Ihrem Gatten wohl zuerkennen müssen. Die Entschlüsse des Erbprinzen stehen fest und er gedenkt sie mit aller Energie zu verfolgen.“

Prinzeß Helene nahm tändelnd einen japanischen Fächer von einem nahestehenden niedrigen Tischchen und wehte sich Kühlung zu. Sie sprach so gelassen, wie man allenfalls ein Liedchen vor sich hinträllert.

„Roland, ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß ich Sie sehr hochschätze, aber — vergeben Sie mir —

Ihr catonischer Brustton, mit dem Sie von der Energie und den festen Entschlüssen Gustav Friedrichs sprechen, kleidet Sie ungemein komisch. Muthen Sie mir so wenig Beobachtungsgabe zu, daß ich den Charakter meines theuren Gatten noch nicht durch und durch kennen sollte? Energie, Entschlossenheit und — Gustav Friedrich? Mein Freund, das sind drei incommensurable Begriffe. Ist denn nicht schon Ihre Anwesenheit ein schlagendes Dementi für Ihre Behauptung? Warum hat Seine Hoheit erst eine Mittelsperson gewählt, wenn seine Entschlüsse so imponirend feststehen?"

Roland drehte auf diese treffende Bemerkung mehrmals seinen Schnurbart, ehe er sich auf eine entsprechende Parade besinnen konnte. Aber die Prinzessin ließ ihm keine Zeit, sie zu führen.

„Soll ich Ihnen das große Wort vorweg aus dem Munde nehmen, das Sie als den niederschmetternden Haupttrumpf im Hinterhalte bergen?" sagte sie lachend, indem sie ihre schlanken Finger cordial auf seine Hand legte, die auf der Armlehne seines Stuhles ruhte. Er zog seine Hand discret zurück. — „Dies Wort heißt: die Scheidung...?! — Sehen Sie doch, Roland, jetzt werden Sie sogar roth. Hahaha! Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich das sage, aber es kleidet Sie recht gut."

Roland biß sich in die Lippe. Er gestand sich, daß dieses Weib doch noch weit gefährlicher sei, als er sie von Anfang an geschätzt.

„Sie würden also leichten Herzens in diese Scheidung willigen?"

„Warum nicht? Was bedeutet denn in unseren Kreisen dieses heilige Eheband zumeist? Eine Staatsaction, bei der von Allem eher die Rede ist, als von Herzen und Seelenharmonie. — Uebrigens brauchen wir uns mit dieser Frage gar nicht so eingehend zu beschäftigen. Sie wissen ja so gut wie ich, daß Gustav Friedrich niemals an Scheidung denkt, denn — er liebt mich."

Natürlich, sie müßte kein Weib sein, um das nicht zu wissen! dachte der Prinz. Armer Fritz!

„Soll ich Ihnen meinen Mann schildern?“ fuhr sie in ihrem lächelnden Conversationston fort. „Er ist aufbrausend — so lange sich sein Eigensinn gegen fremden Einfluß wehrt, und wenn die Gelegenheit da ist, Willenskraft und Energie einzusetzen — da sinkt er ohnmächtig zusammen.“

Roland erhob sich und strich sich das braunlockige Haar aus der Stirne. Ihr Cynismus beleidigte ihn, aber er begriff, daß ihm kein Schachzug wider sie zu Gebote stand.

„Ich muß Ihnen im größten Theil Ihres Urtheils Recht geben. Leider! — Aber vielleicht versehen Sie sich doch in Einem. Vergessen Sie nicht, daß Charaktere wie der seine in einem Punkte auch ausarten können, und das ist im Paroxysmus — der Eifersucht.“

„Ich danke Ihnen für diese Warnung,“ sagte sie halblaut, den Blick fest auf ihn gerichtet, der nicht wußte, wie er diese Antwort und diesen Blick deuten sollte.

„Helene!“ begann er plötzlich, nahe an sie herantretend, mit überquellender Wärme. „Wenn Sie denn wissen, daß der Arme keine Macht über Sie geltend machen könnte, weil er Sie liebt — mit jeder Faser seines kranken, weichen Herzens — sollten Sie es denn nicht aus Mitleid über sich vermögen, ihm das kleine, anspruchslose Glück — den Schatten eines Glückes — zu gönnen, das Sie nichts kostet als ein freundliches Lächeln, einen gelegentlichen Händedruck? Er läßt sich an Almosen genügen, wo ihm sein trauriges Schicksal die Schätze versagt hat. — Lassen Sie ihn nicht zu Grunde gehen!“

Jetzt stand auch sie auf. Sie blickte ernst und ihre Stimme klang bewegt.

„Glauben Sie denn, daß ich nicht auch leide? — Warum fragen Sie nicht nach dem, was allenfalls mein Herz wünschen möchte? — Aber genug, genug!“ unterbrach

sie sich selbst, als habe sie schon zu viel gesagt, und wandte den Kopf zur Seite. „Ich — nehme Ihren Vorschlag an — Prinz! Wenn Sie wollen — so folge ich Fritz noch heute nach der Residenz.“

„Ist es Ihr Ernst, Ihr fester Wille?“

„Mein Wort darauf!“ Sie hielt ihm ihre Hand hin, aber er wagte diese leise bebenden schönen Finger nur mit einer eigenthümlichen Scheu zu ergreifen und ließ sie sofort wieder los.

„Ich danke Ihnen, Prinzessin!“

„Aber dann — dann muß es mir auch frei stehen, mich wieder in der Fremde, in der Wildniß der geräuschvollen Welt auszubaden, wenn — wenn ich auf heimatlichem Boden nicht mehr Stand halten kann.“

Er sah sie befremdet an. Sie hatte das wie ein qualvolles Bekenntniß aus erstickter Kehle gesprochen.

„Man wird Ihnen Ihre Freiheit nicht nehmen, das ist selbstverständlich. Aber — ich bitte, sagen Sie mir doch, verabscheuen Sie ihn so sehr, daß Sie —“

„Keineswegs,“ unterbrach sie ihn rasch und zeigte eine eigenthümliche verlegene Hast, ihn zur Thüre zu geleiten. „Erlassen Sie mir eine Erklärung — Sie würden sie auch vergebens begehren.“

Er merkte, daß er entlassen sei, aber es drängte ihn, noch das Räthsel zu lösen, das sie ihm in der letzten Minute aufgegeben. Jetzt empfand er doch Mitleid für diese Frau, die er kalt und herzlos gescholten hatte.

„Sind Sie bereit, Gustav Friedrich zu empfangen, ihm heute noch zu sagen —“

„Alles, Alles!“ rief sie ungeduldig, ihm mit dem Fächer zum Abschied zuwinkend. „Leben Sie wohl!“

Roland blieb nichts Anderes übrig, als sich mit einer Verbeugung zu empfehlen. Er war schon an der Thür, als ihn ihre Stimme noch einmal — hastig, kurz, fast befehlshaberisch zurückrief.

„Prinz Roland! Kehren Sie nicht mehr zu Ihrem Regiment zurück — bleiben Sie am herzoglichen Hofe — als Gesellschafter Ihres Vetters?"

„Der Oheim wünscht es so — und vorläufig wenigstens werde ich allerdings in unserer Residenz verweilen," sagte er stockend; es war, als ergriffe ihn ein leichter momentaner Schwindel.

Die Prinzessin erwiderte nichts. Er konnte auch ihr Gesicht nicht sehen, denn sie hatte ihm den Rücken zugekehrt, aber er sah, daß sie sich mit der Linken auf die Lehne ihres Fauteuils stützte und die andere Hand mit einer sonderbaren Geberde gegen die Stirne erhob.

Roland erbleichte bis zu den Haarwurzeln und stürmte, wie von einem Dämon gejagt, hinaus. Auf der Treppe blieb er stehen und fuhr sich über das Gesicht.

„Höllisches Weib!" murmelte er keuchend, seinen Hut in der wüthend geballten Faust zerknitternd. „Ich weiß ja doch, daß du lügst, daß du mir da nur eine Hexenschlinge legst. Aber, bei Gott, sie führt vergiftete Waffen! — Er sollte sie erwürgen — ja, erwürgen.....!" — — —

Während Roland diesen Monolog hielt, öffnete Landgraf Otto von Pöckheim die Thür, die von den Nebenzimmern in den kleinen Salon führte, welchen der Prinz soeben verlassen hatte.

„Bravo, köstlich, mein Herzchen!" kicherte er mit einem Behagen, das seine hohe, ausgemergelte Gestalt förmlich in sich zusammenzog. Das wüste verlebte Gesicht des alten Gecken konnte niemals auf das Beiwort „angenehm" Anspruch machen, aber wenn es lachte, war es wahrhaft scheußlich; die schlaffen, wulstigen Lippen entblößten zwei gelbe, wie Raubthierfänge vorspringende Eckzähne, und die tausend Fältchen an den Schläfen und unter den gemalten Augenbrauen schoben sich zusammen, daß seine stechenden Aeuglein nur mehr als zwei winzige Punkte über die geschwollenen Thränensäcke hinwegsahen.

„Siehst du, wir sind wieder obenauf!“ sagte die Prinzessin mit einem boshaften Lächeln.

„Ja, du mein Täubchen, du hast's jetzt leicht!“ seufzte der Landgraf mit einem verschmitzten Augenzwinkern. „Dir stehen ja alle Mittel zu Gebote. — Aber sage, bist du jetzt wirklich entschlossen, Gustav Friedrich zu folgen und wieder auf ein paar Wochen die zärtliche Gattin zu spielen?“

„Du hast ja selbst eingesehen, daß ein gewisses Maß gelegentlicher Nachgiebigkeit in meinem Interesse liegt.“

Pöckheim senkte schwermüthig das Haupt mit der kunstvollen Perrücke. „So wird mich mein geliebtes Kind auf die nächste Zeit verlassen?“

Die Prinzessin sah ihn über die Schulter an und zeigte eine spöttisch-verächtliche Miene. In ihren Augen blitzte bereits ein Zornesfunke auf.

„Spiele mir keine Comödie vor, Väterchen! — Du willst schon wieder — Geld?“

„Helenchen — du weißt, das großstädtische Leben ist so kostspielig — und man hat doch unabweisliche Standesrücksichten zu beobachten... du hast es mir selbst verboten, mich in den nächsten paar Jahren an deinen Schwiegervater zu wenden....“

„Reden wir nicht weiter!“ unterbrach sie ihn kalt. „Ich habe dir erst unlängst Mittel zur Verfügung gestellt, die dir über ein paar Monate hinweghelfen sollten.“

„Aber — du weißt doch, daß ich Schulden hatte — leider noch viel mehr, als ich ahnte — kurz, ich stehe wieder so blank da, daß ich wahrhaftig nicht weiß...“

„Nichts mehr davon! Thue, was du willst. Ich habe keinen Pfennig mehr an dich wegzuwerfen.“

Pöckheim zwirbelte seinen schwarzgefärbten Schnurrbart und fixirte sie mit einem lauernden Blick, der nichts Gutes verhieß.

„Bedenke, mein Herzchen,“ sagte er dann sanft und langsam, „du verdankst mir die Stellung, von welcher du

jetzt auf deinen gekränkten Vater so hochfahrend herabsiehst. Gib acht, ob ich nicht vielleicht auch im Stande bin, diese Stellung — zu erschüttern. Es gäbe vielleicht Manches aus den jüngsten Erlebnissen der Prinzessin Helene, was den Herrn Gemahl dieser Dame und den herzoglichen Schwiegervater in ganz eigenartiger Weise interessiren könnte...."

„Ach, du drohst mir? Lächerlich! Du hast so gut wie ich Interesse daran, daß ich Prinzessin bleibe und — Herzogin werde. Es wäre auch ein sehr gefährliches Spiel für dich, den Denunzianten und Intriguanten abgeben zu wollen, denn — ich werde auch im äußersten Falle Mittel finden, Gustav Friedrich auf meine Seite zu ziehen und dann hast du dich für immer unmöglich gemacht. Es kostet mich nur ein Wort und der Hof würde es mit Freuden begrüßen, wenn ich mich endgiltig von dir lossage."

Pöckheim's Gesicht verzerrte sich zur Fratze unter seinem verhaltenen Grimm. Er wollte ihr eine höhnische, recht verletzende Erwiderung zuschleudern, aber sie ließ ihn nicht mehr zum Wort kommen. Sie deutete gelassen nach der Thür, durch welche er eingetreten war.

„Jetzt will ich allein sein! — Ich muß Toilette machen, denn Gustav Friedrich kann schon in der nächsten Stunde kommen — ich kenne ihn ja; und er muß gleich im ersten Augenblick geschlagen werden."

Der Landgraf stieß ein kurzes, wüthendes Lachen aus und folgte der stricten Weisung.

Zur selben Stunde vollendete sich in der Familie Perneck das Drama, das Tags zuvor begonnen hatte. Der Oberst hatte das Haus schon am frühesten Morgen verlassen, um seiner Tochter weiter keine Rechenschaft geben zu müssen. Als Renate das Schlafzimmer des Vaters betrat und ihn, den sie zum Frühstück rufen wollte, nicht mehr fand, da wußte sie schon, daß etwas von schwerer Bedeutung geschehen sein müsse.

Und um die Mittagsstunde wartete sie wieder auf den Vater. Aber diesmal kam der Oberst nicht zu spät; er — kam gar nicht....

Auf dem Wege nach dem Kriegsministerium war Herr v. Perneck kaum bei Sinnen, aber jeder Nerv war sozusagen Aug und Ohr, als er vor dem Vorgesetzten stand. Es brauchte nur einer einzigen zweifelnden Geberde, eines bedeutsamen Blickes des Ministers — und es wurde ihm klar, was er in seinen schwärzesten Gedanken nicht erwartet hatte: man mißtraute ihm. O, jetzt errieth er mit einem Schlage, welch einen abscheulichen Verdacht man an das Bekenntniß seines Verlustes knüpfte! Man wußte, daß er erst vor Kurzem sein Vermögen eingebüßt hatte, man combinirte also.... Ah, und er war so gut wie machtlos diesem moralischen Dolchstoß gegenüber; er konnte ja nicht einmal eine Muthmaßung über die näheren Umstände seines Verlustes angeben.

Herr v. Perneck mußte, wie so Viele und besonders so viele seiner Standesgenossen, erst am Abend eines langen Lebens die Erfahrung machen, daß das gefestigte Selbstbewußtsein der eigenen Redlichkeit sich keineswegs mit dem landläufigen Begriff „Ehre" deckt. Diese „Ehre" liegt nicht in uns, sie liegt in dem Verhältniß, in das sich unsere Umgebung zu uns stellt. Aber man kann unter den Epauletten und dem Uniformrocke nicht grau werden, ohne den „point d'honneur," den man so oft im Munde geführt, mit dem Prüfstein zu verwechseln, der uns als das einzige Medium zur Selbstkritik und Selbstachtung in die Brust gesenkt ist. Wenn man gewohnt ist, auf dem Schlachtfelde Befehlen aus dem Munde des Vorgesetzten, an deren Erfüllung Leben und Tod hängt, blindlings zu gehorchen, so legt man auch gerne das Urtheil des eigenen Gewissens in das Machtwort des Vorgesetzten.

Daß der arme Oberst hierin genau so dachte wie die meisten seiner Kameraden, das ging aus den acht Worten

hervor, die er eine halbe Stunde später im Kaffeehause in sein Notizbuch kritzelte: „Bruno, Renate — verzeiht mir — ich kann nicht anders!“....

In einem entlegenen Winkel des Thiergartens war es, wo er sich erschoß. — — —

Als Bruno, wie von Furien gepeitscht, mit der schrecklichen Botschaft in's Zimmer stürzte, erwartete er, daß die Schwester zusammenbrechen werde unter der niederschmetternden Wucht des Geschehnisses. Doch Renate bedurfte nicht seines stützendes Armes. Hochaufgerichtet stand sie da, mit vorgeneigtem Haupt und rührte kein Glied und kein Laut drang aus ihrer Kehle. Aber ihr Busen arbeitete krampfhaft wie der einer Erstickenden und ihr Gesicht war greisenhaft alt. Der junge Mann erschrak vor dieser fürchterlichen Miene, vor ihrem irren Blick mehr, als wenn sie ohnmächtig hingestürzt wäre.

„Renate, Renate — um Gottes willen — komm' zu dir!“ schrie er gellend auf, drückte sie an seine Brust und brach in ein erschütterndes Weinen aus. — — — —

Drei Tage lang verließ Bruno nicht die Wohnung. Es waren drei traurige, jammervolle Tage. Die Geschwister sprachen kaum miteinander. Was hätten sie sich auch sagen sollen? Sie hatten noch keine Zeit gefunden, an ihre Zukunft zu denken.

Dem Lieutenant fiel es endlich doch auf, daß in den drei Tagen nicht ein einziges mal die Thürklingel erklungen war. Es hätte ihm wohl kaum zum Troste gereicht, wenn Einer oder der Andere der Kameraden gekommen wäre, ihm ein conventionelles oder auch ein wirklich empfundenes Beileid auszusprechen, aber es befremdete ihn doch, daß es ganz den Anschein hatte, als wäre er mit seinem Unglück verschollen und vergessen. Er hatte sich seinem Regimentschef zum Urlaub gemeldet und derselbe war stillschweigend gewährt worden. Es hätte sich aber wohl geschickt, daß



der Oberst ihm ein freundliches Wort zur Erwiderung gesandt hätte.

Am Abend vor dem Begräbniß entschloß sich Bruno endlich, die Kameraden im Officierscasino aufzusuchen. Er wollte sich nur ein paar Minuten aufhalten, sagte er der Schwester, er wollte den Freunden Anweisungen geben für die Leichenfeierlichkeiten und den Oberst, der alle Abend dort zu finden war, in aller Form dazu einladen....

Was war das? Auf der Treppe begegnete er zwei Schwadronskameraden; sie eilten so hastig an ihm vorüber, daß sie keine Zeit fanden, seinen Gruß zu erwidern. War es denn wirklich denkbar, daß sie ihn nicht bemerkt oder nicht erkannt hatten? — Und der Fähnrich von Randow, sonst der höflichste und zuvorkommendste Mensch, er wurde blutroth, als er im Vorzimmer auf den jungen Perneck stieß, und wandte sich spornstreichs nach dem Gesellschaftszimmer zurück, als habe er da etwas vergessen.

— Bruno flimmerte es vor den Augen, der Athem stockte ihm, und er fühlte ein eigenthümliches Schwanken im Kopf, als er in den grell erleuchteten Saal trat. Er sah nur eine Anzahl von Waffenröcken und blitzenden Epauletten, aber die Gesichter schwammen ihm ineinander. Wie im Traum schob er sich vorwärts; er fühlte keinen Boden mehr unter den Füßen; er glaubte, man müsse seine tobenden Herzschläge, die er bis in die Kehle hinauf spürte, im ganzen Saale deutlich vernehmen. Und wie im Traum auch schlug ihm die kalte, gemessene Stimme seines Obersten an das summende Ohr; er verstand von den Worten nur so viel, daß sie ein Rathschlag waren — ein Rathschlag, seinen Urlaub noch auf einige Tage auszudehnen, während welcher Zeit er vielleicht wohl selbst einsehen würde, daß es am besten sei, ein — Abschiedsgesuch einzureichen.

„Warum?" wollte Bruno fragen, aber er vermochte die Zunge nicht zu heben. Lautlos und mechanisch entfernte er sich, wie er gekommen war.

Zu Hause erst brachen Wuth und Schmerz aus ihm heraus. Er geberdete sich wie ein Rasender. Renate hatte viele Mühe, bis sie ihn so weit brachte, daß er sich ihr in geordneten Worten mittheilte.

„Ich bin vernichtet, für immer vernichtet!" schrie er, seinen Säbel und Helm weit von sich schleudernd. „Ich ahne eine traurige Zukunft für mich!"

Und doch hatte der junge, unerfahrene Mann noch keine annähernde Vorstellung von der Bitterkeit dieser Zukunft. Was wußte er von Armuth, von Demüthigung und vom ganzen aufreibenden Kampf um's Dasein? Ebenso viel als der Schulknabe bei seinem Lesebuch, in welchem eine rührende Geschichte von Hunger und Elend erzählt wird. — Hätte er klaren Einblick gehabt, er hätte keinen Moment gezögert, das Schicksal des Vaters zu theilen.

(Forsetzung folgt.)





Du sollst nicht lügen.

Ein Zeitbild von Emil Marriot.

I.

Und das sage ich dir: daß du dir die Sache wohl überlegst und dich nicht von deinen überspannten Ideen zu einer unverantwortlichen Entscheidung drängen läßt. Ja, schau' mich nur an. Unverantwortlich wäre es, wenn du hier nicht zugriffest. Unverantwortlich gegen dich selbst, gegen mich und gegen deinen Bruder. Thut er dir nicht leid, dein armer Bruder, der sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend plagen muß mit seinen Studien und dem Lectionengeben obendrein? der sich keine Erholung gönnen darf, wie andere junge Leute seines Alters, sondern stets bedacht sein muß, ein paar Kreuzer zu erwerben oder ein paar Kreuzer zu ersparen? Was ist das für ein Leben für einen jungen Menschen, du mein Gott! Und sich sagen müssen, daß Alles mit einem Schlage anders und besser

werden könnte, wenn du wärest wie andere junge Mädchen ... das ist wirklich zum Verzweifeln."

Die keifende Stimme der Mutter verstummte. Sie schien auf Antwort zu warten, die gute Frau. Wenigstens pflanzte sie sich vor dem Tische auf und sah die Tochter herausfordernd an. Diese saß da in gebückter Haltung, das Kinn an die Brust gedrückt und besserte ein Kleidungsstück ihres Bruders aus. Eine Antwort gab sie nicht. Nur kurz blickte sie auf, öffnete die Lippen und schloß sie wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben. Auf ihren Wangen brannte eine heiße Röthe und in ihren Augen lohte etwas, das keineswegs auf willigen Gehorsam schließen ließ.

Des Mädchens trotziges Schweigen erbitterte die Mutter. Aufs Neue ertönte ihre scheltende Stimme in dem stillen Raume. Und unaufhaltsam brachen sie hervor, die Klagen, welche die Tochter unzählige Male schon gehört hatte und die, unermüdlich, immer wiederkehrten. Und das in den letzten Monaten häufiger noch als früher.

Ja, wenn der Vater noch lebte. Dann würde es ihnen freilich gut ergehen. Mußte so plötzlich sterben, der brave Mann, war noch so jung. Und wie hoch er gestiegen wäre im Leben. Hofrath könnte er heute schon sein. O! wenigstens Hofrath. Ja, wer weiß, ob nicht gar Minister! Er hatte ganz das Zeug zu einem Minister. Nun aber war er nach kaum zehnjährigem Dienste gestorben; die Pension, von welcher Frau und Kinder leben sollten, und das winzige Capital, das er den Seinen hinterlassen, reichten nicht hin, um ihnen auch nur die ärmlichste Existenz zu sichern. Es hieß arbeiten, arbeiten, Geld verdienen, sich Alles, was nicht unbedingt nothwendig war, unerbittlich versagen. Was für eine beschränkte Wohnung sie hatten! Ein Zimmer, eine Kammer und eine kleine, stockfinstere Küche. Das war die ganze Herrlichkeit. Die Stube diente als Wohn- und Speisezimmer und als Schlafstätte für Mutter und Tochter. Die Kammer gehörte dem Sohn zu alleinigem Gebrauche.

Er mußte doch einen Winkel haben, wo er ungestört studieren konnte, der arme Junge! Gott! diese enge, dunkle Kammer, deren Fenster nach dem Hofe ging, wo fast ununterbrochen Lärm gemacht wurde. Bald klopfte man da unten Teppiche aus, bald bellte ein Hund oder schrie ein Kind oder zankten Weiber ... zumal im Sommer war es arg, wo man das Fenster doch offen halten mußte. Und bei all dem wüsten Lärm sollte der arme Junge studieren! Ob sie, als seine Schwester, denn gar kein Herz für den Bruder hätte? „Wenn ich du wäre ... nicht einen Augenblick würde ich mich besinnen! Einen solchen Bruder haben und nichts für ihn thun wollen ... nein! es ist kaum zu glauben.“

„Ich bitte dich, Mutter, laß doch endlich mich aus dem Spiele,“ sagte jetzt ein blasser junger Mensch, welcher dem Mädchen gegenüber am Tische saß und in einem Buche gelesen hatte. „Ich finde meinen Weg wohl allein und verlange kein Opfer von Hedwig.“

„Ja, ich weiß, daß du gut nnd selbstlos bist, Paul,“ entgegnete die Mutter, „und daß du dich, uns zu Liebe, zu Tode arbeiten wolltest. Aber um so tadelnswerther ist es von deiner Schwester, daß sie dies nicht einsieht und nicht auch ihrerseits bereit ist, ein Opfer zu bringen.“

Nun warf das junge Mädchen ihre Flickarbeit mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch.

„Aber, mein Gott, was thue ich denn?“ rief sie aus, und ihre dunklen Augen blitzten. „Worin habe ich es denn besser als er? Arbeite nicht auch ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend und muß nicht auch ich mir Alles versagen, woran junge Mädchen sonst ihre Freude haben? Glaubst du etwa, es sei ein Vergnügen, Tag für Tag in einem überheizten Postbureau zu sitzen, Briefe in Empfang zu nehmen und abzustempeln, Briefmarken zu verkaufen und Aufgabe-Scheine auszufertigen? Glaubst du, es sei ein Vergnügen, zu wissen, daß man Zeit seines Lebens keine bessere

Arbeit werde verrichten dürfen, daß jede Aussicht, vorwärts zu kommen, einem versperrt sei und daß man sich, so lang man lebe und arbeiten könne, mit einem Hungerlohn werde abfinden müssen? Paul hat doch die Hoffnung vor sich, etwas Ordentliches werden zu können. Er kann es zum Professor bringen, zu Würden und Ansehen gelangen, wenn er Kopf, Fleiß und Kenntnisse hat. Die ganze Welt steht ihm offen — er braucht sich nur muthvoll in den Wettbewerb einzulassen! Ich hingegen, die vielleicht ebenso viel leisten könnte wie er und andere Männer, ich muß auf der untersten Stufe stehen bleiben und mit gebundenen Händen zusehen, wie Männer, welche oft weit untüchtiger sind als ich, aufwärts steigen und mich überholen — und das nicht darum, weil ich nachlässiger, unfähiger oder weniger ehrgeizig bin als sie, sondern nur darum, weil ich zufällig als Mädchen auf die Welt gekommen bin."

Tief aufathmend hielt sie inne und strich mit der Hand ein paar Mal über ihren in Unordnung gerathenen Scheitel.

„Wer kann dafür, daß du ein Mädchen bist?" entgegnete ihre Mutter. „Wirst du die gesellschaftlichen Einrichtungen auf den Kopf stellen?"

„Nein. Ich nicht und Tausende nicht. Aber auflehnen können wir uns dagegen. Aussprechen dürfen wir, daß alles das ein Unrecht ist. Wir werden das so lang sagen, bis man darauf wird achten müssen. In einer oder zwei oder meinethalben erst zehn Generationen werden die Frauen besser daran sein, als wir es heute sind — und sie werden uns Dank wissen dafür, daß wir vorgearbeitet und ihnen ein menschenwürdigeres Dasein vorbereitet haben."

„Aber alles das geht uns heute nichts an," sagte die Mutter. „Was in fünfzig oder hundert oder gar zweihundert Jahren geschehen oder nicht geschehen wird, kann uns heute sehr gleichgiltig sein. Wie doch die Welt sich verändert hat! Zu meiner Zeit zerbrachen sich die jungen Mädchen noch nicht die Köpfe über Dinge, welche sie nicht

kümmerten, sondern saßen daheim, bei den Eltern, halfen im Hause mit und waren froh, wenn sich ein braver Mann für sie fand. So war es zu meiner Zeit, und wollte Gott, die Menschen wären sich gleich geblieben."

„Ja, dasitzen und auf einen braven Mann warten," sagte Hedwig höhnisch und bitter zugleich. „Das ist das Lied, welches uns noch heute an der Wiege schon gesungen wird. Ein anderes bekommen wir nicht zu hören. Bequem ist es für die eine Hälfte des Menschengeschlechtes, wenn die andere geduldig dasitzt und wartet, bis es einem aus der bevorzugten Hälfte gefällt, sich ihrer zu erbarmen. Aber die Zeiten haben sich leider geändert. Du hältst mir immer meinen Bruder vor," fügte sie abbrechend und lebhafter hinzu, „wie er lernen und sich plagen und so Manches entbehren müsse. Mein Gott, liebe Mutter, das ist das Los der meisten Menschen. Glücklich noch derjenige, welcher etwas lernen darf! Sieh' die Millionen an, die, so lang sie arbeiten können, kaum so viel erwerben, um nothdürftig davon zu leben, und die weit schwerer, weit andauernder arbeiten müssen als Paul. Gott weiß, daß ich ihn liebe und ihm alles Gute wünsche. Aber so sehr beklagenswerth kann ich ihn auch heute nicht finden."

„Das möchte ich mir auch verbitten," erwiderte der junge Mann. „Ich möchte es gar nicht besser haben, als Millionen Andere. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, schrieb schon der Apostel Paulus, und das ist auch mein Wahlspruch."

„Ihr seid Beide verrückt," entgegnete die Mutter ärgerlich, „seid Beide solche ... solche Socialdemokraten." Schaudernd brachte sie das fürchterliche Wort hervor ... Die beiden jungen Leute lachten hellauf.

„Nein, Mutter, so gefährlich stehen die Dinge nicht," sagte Hedwig. „Brauchst keine Angst zu haben. Aber eine willen- und gedankenlose Maschine ist deine Tochter eben auch nicht, sondern ein Geschöpf, das denkt und sich mit

Althergebrachtem nicht abfinden will. Zu deiner Zeit haben die Frauen nicht gedacht. Heute denken sie. Darin besteht der ganze Unterschied. Die Frauen wollen heute nicht blos des Mannes, sondern auch ihrer selbst wegen da sein; wollen nicht blos mittelst der Hilfe des Mannes, sondern durch sich selbst etwas vorstellen. Und darum sitzen die jungen Mädchen auch nicht mehr da und warten auf den Erlöser, das heißt, auf einen sogenannten braven Mann — sondern sinnen nach, was sie thun sollen, um auch ohne den Mann leben zu können, ohne verhungern oder sich verschachern zu müssen."

„Wenn aber ein braver Mann kommt, der ein Mädchen aufrichtig lieb hat...."

„Nun! dann nimmt sie ihn wahrscheinlich — vorausgesetzt, daß auch sie ihm gut ist. Dann ist es eben ein freiwilliger Bund — freiwillig von beiden Seiten, nicht aber eine Art Handel, der von dem Mädchen blos darum eingegangen wird, um eine Versorgung zu finden, sondern ein Bund, zu welchem auch Herz und Gewissen Amen sagen dürfen. Dann wird es vielleicht weniger Ehen geben als früher, wo die Mädchen aus Noth jeden Mann nehmen mußten, der just über ihren Weg lief — aber die Ehen werden sittlicher und darum auch glücklicher sein."

„Alles das ist mir zu hoch," sagte die Mutter. „Lassen wir diese Allgemeinheiten sein und wenden wir uns unseren eigenen Angelegenheiten zu. Herr Buchberg interessirt sich für dich. Ja, ich bin überzeugt, daß er die ernstesten Absichten hegt. Täglich kann er sich dir erklären und dir seine Hand anbieten. Was wirst du ihm antworten?"

„Das habe ich dir schon gesagt, Mutter: ich weiß es nicht. Laß ihn sich doch erst erklären! dann fällt mir wohl ein, was ich darauf antworten soll."

„Du willst doch nicht mit ihm spielen? Dazu hättest du kein Recht."

„Gewiß nicht ... obschon tausende von Männern sich

das Recht nehmen, in weit grausamerer und folgenschwererer Art mit Mädchen zu spielen, als ich jemals mit Herrn Buchberg thun könnte, und obschon selbst Herrn Buchbergs Gewissen in dieser Hinsicht kaum ganz rein sein dürfte, er also eine kleine Vergeltung wahrscheinlich verdienen würde. Indessen frage ich dich: worin spiele ich denn mit ihm? habe ich ihm Hoffnungen gemacht? ihm gesagt, daß ich ihn liebe?"

„Du hast ihm erlaubt, unser Haus zu besuchen."

„Entschuldige ... diese Erlaubniß ging von dir aus. Mir lag ja nichts daran, ob er in unser Haus kommt oder nicht ... aber du gabst keine Ruhe, bis es geschah. Und übrigens ... was beweist das? Wir Mädchen werden doch nicht verpflichtet sein, jeden Mann zu heiraten, der ab und zu in unser Haus kommt. Dann dürften wir überhaupt mit keinem Manne verkehren, außer mit unserem Bräutigam."

„Ich bin jedoch überzeugt, daß er den Glauben hegt, du wollest ihn heiraten."

„Das denkt jeder Mann von jedem Mädchen. Dafür kann ich nicht."

„Aber, um Gotteswillen, was willst du denn von ihm?"

„Nichts. Ich will mir den Hof von ihm machen lassen ... zu einer Heirat halte ich darum weder ihn, noch mich verpflichtet."

„Kind, bedenke: eine so gute Partie!"

„Ja, und ein so braver Mann! nicht wahr? Mir scheint, daß alle heiratsfähigen Männer gleichzeitig brave Männer sind. Wenigstens in deinen Augen."

„Versprich mir zum Mindesten, daß du gegen seine Mutter höflich sein wirst."

„Ich bin gegen Jedermann höflich, der es gegen mich ist."

„Nein, das ist nicht genug. Entgegenkommend, verbindlich, bescheiden mußt du sein ... Die jungen Mädchen von heutzutage sind alle so schrecklich selbstbewußt! Ueber Alles urtheilen sie, über Alles wollen sie eine selbständige

Meinung abgeben. Keine Spur von Sanftmuth oder Bescheidenheit. In Alles reden sie d'rein. Und das gefällt älteren Personen nicht."

„Ja, bequemer wäre es für die älteren Personen, wenn wir zu Allem, was sie sagen, schwiegen."

„Unterbrich mich nicht in Einem fort. So etwas hätte ich meiner Mutter bieten sollen ... Begreifst du denn nicht, was es heißen will, daß Herr Buchberg sich aus freiem Antriebe erbot, uns mit seiner Mutter bekannt zu machen? Das will heißen, daß er wünscht, sie möchte dich kennen lernen. Wenn du ihr gefällst, dann macht er dir einen Heiratsantrag. Verlaß dich darauf."

„Mag sein. Aber sonderbar finde ich es, daß er hierzu erst seine Mutter braucht. Ich muß mich also erst von seiner Mutter begucken und prüfen lassen, ehe er weiß, ob ich denn auch würdig sei, die Gattin eines so ausgezeichneten Mannes zu werden."

„Wundert dich das? Es ist ihr Einziger. Sie hat Niemanden als ihn, ist Witwe. Das Verhältniß zwischen ihr und ihrem Sohne muß ein sehr schönes und inniges sein ... wenigstens spricht er viel von seiner Mutter, und aus jedem Worte erkennt man, wie sehr er sie verehrt. Warum sollte er bei einem so wichtigen Schritte, wie es die Wahl einer Gattin ist, nicht seine Mutter zu Rathe ziehen?"

„Ja, warum sollte er nicht! Ich aber mag die Söhne nicht leiden, welche ihre Mutter allzu sehr verehren. Mißverstehe mich nicht! Es gibt nichts Natürlicheres und auch nichts Schöneres, als wenn ein Sohn seine Mutter liebt und in Ehren hält. Indessen darf er sich deshalb nicht von der Frau Mutter am Gängelband führen lassen .. und ein Mann, der nicht Mannes genug ist, sich einem Mädchen zu erklären, ohne vorher die allerhöchste Sanction seiner Mutter hierzu eingeholt zu haben, ein solcher Mann ist nun einmal nicht nach meinem Geschmack."

„Sei doch nicht so überspannt! Was ist Schlimmes dabei, wenn er sich mit seiner Mutter beräth? In einer so wichtigen Frage, ich bitte dich!"

„Eben, weil sie wichtig ist. Da muß man wohl selbst entscheiden. In der Ehe und in der Wahl des Lebensberufes muß man selber wissen, was Einem frommt. Wer da erst einen Dritten nöthig hat, um zu erfahren, was er zu thun habe, der ist ein kläglicher Wicht. Uebrigens will ich dich nicht böse machen, liebe Mutter. Herr Buchberg weiß vielleicht ganz gut, was er will und führt uns seine Mutter blos auf, damit *wir* sie kennen lernen. Mag sie denn kommen! Ich verspreche dir, artig gegen sie zu sein und so viel wie möglich den Mund zu halten."

„Gut, gut ... aber auch ihrem Sohne mußt du mit Liebenswürdigkeit begegnen. Vergiß nicht, daß es ihr Einziger ist! Du weißt ja von mir, wie sehr Mütter an ihren einzigen Söhnen hängen."

„Ja, das weiß ich. Solcher Mutter eines Einzigen ist selbst das beste, klügste und schönste Mädchen noch viel zu schlecht, zu dumm und zu häßlich für den kostbaren Liebling. Und ich bin lange nicht die beste, klügste oder schönste meines Geschlechtes. Herrgott! wie werde ich dieses schwiegermütterliche Examen bestehen!"

Sie lachte munter auf. Ihr Bruder schaute sie an und sagte: „Sei nur ganz du selbst. Dann *mußt* du ihr gefallen."

Hedwig nahm ihn beim Kopf und küßte ihn auf das blonde Haar.

„Ja, mein lieber Junge, wenn sie mich mit *deinen* Augen ansähe. Aber etwas Anderes ist das brüderliche Auge und etwas Anderes das Auge einer Frau, die Mutter eines heiratsfähigen Sohnes ist. Wir Mädchen haben keine strengeren Richter als die Mütter heiratsfähiger Söhne ... merke dir das."

II.

... „Ja, Anna, daß ich es dir in aller Eile erzähle, so lang wir noch allein sind: ich habe sie gesehen. Vorgestern war es. Meine Neugierde war zu groß. Ich mußte das Wundergeschöpf mit eigenen Augen schauen, das sich rühmen darf, meinem sonst so vernünftigen Sohne ganz und gar den Kopf verdreht zu haben."

Die beiden Damen saßen nebeneinander auf dem Sopha; die alte zur rechten, die junge zur linken Seite, so wie es sich gehörte. Sie saßen nahe beisammen, in vertraulichem, sie interessirenden und erregenden Gespräche. Beider Wangen waren lebhaft geröthet. Die alte Dame hielt die Hand der jungen fest und drückte die kleinen, runden Finger von Zeit zu Zeit. Diese lagen schlaff und hilflos in der energischen Hand der alten Frau. Die Damen hatten soeben Kaffee getrunken; die Tassen und ein halber Kuchen standen noch auf dem sauber gedeckten Tische. Das Gemach war behaglich, jedoch ein bischen altväterisch eingerichtet. Frau Buchberg liebte den modernen, zerbrechlichen Firlefanz nicht. Sie fand, daß man auf den modernen Stühlen und Sophas unbequem sitze. Auf ihrem breiten, mit Schutzdecken versehenen Sopha ließ es sich freilich mit aller Behaglichkeit thronen. Jeder Stuhl und jeder Tisch hatte seine gehäkelte Schutzdecke. In dem Zimmer wimmelte es überhaupt von überflüssigen, geschmacklosen, Zeit, Mühe und Geduld in reichlichem Maße erfordernden Handarbeiten.

„Sie haben sie also gesehen, Tante," wiederholte das junge Mädchen an Frau Buchbergs Seite mit leiser und trauriger Stimme. Sie war mit der alten Dame in entferntem Grade verwandt und durfte sie deshalb Tante nennen. Frau Buchberg „bemutterte" das der eigenen Mutter längst beraubte junge Mädchen. Vielleicht weniger darum, weil Anna ihr verwandt, als weil sie aus gutem Hause und vermögend war. Wenigstens verfügte die alte

Dame über eine ganze Reihe von ihr näher stehenden jugendlichen Verwandten, gegen welche sie jedoch sehr kühl und fremd that, und diese waren insgesammt arme Teufel. Es scheint, daß Geld auch auf die Wärme verwandtschaftlicher Gefühle einen bestimmenden Einfluß hat: bei Frau Buchberg war das entschieden der Fall. Sie schwärmte für ihre kleine Nichte Anna. Diese war ein recht hübsches junges Geschöpf: blond, voll, rosig; die Züge freilich ziemlich flach und die sehr kleinen lichten Augen ohne Ausdruck. Aber im Großen und Ganzen machte Anna mit ihrem Blondhaar, der vollen Gestalt und den blühenden Wangen den Eindruck eines hübschen Mädchens. Schade, daß sie keine gesunden Zähne, einen etwas breiten Mund und eine unangenehm klingende Stimme hatte. Wenn sie sprach oder lächelte, erschien sie kaum halb so hübsch als zuvor.

„Wußte sie, daß Sie es wären, Tante?“ fragte sie nach augenblicklicher Stille.

„Sie hatte natürlich keine Ahnung davon,“ erwiderte Frau Buchberg. „Ich trat an den Postschalter, und da sie gerade zu thun hatte und mich warten lassen mußte, hatte ich vollauf Gelegenheit, sie zu betrachten. Hübsch ist sie nicht. Wenigstens nicht nach meinem Geschmack: mager, eckig, braun im Gesicht... Findest du das hübsch? Ich nicht! Aber darüber läßt sich nicht streiten. Die Ansichten über Schönheit sind so verschieden! Schöne Augen hat sie — große, prachtvolle, dunkle Augen — das gebe ich zu. Aber das weiß sie auch! Wie sie die Augen aufreißt und Einem keck und herausfordernd ins Gesicht schaut, als wollte sie sagen: nicht wahr, meine Augen sind schön!? Sie ist gewiß eitel wie Eine.“

„Hat sie auch schöne Zähne?“ forschte Anna mit noch leiserer, noch muthloserer Stimme weiter.

„Auch das. Weiß und regelmäßig wie eine Perlenschnur. Aber das sind Nebensachen. Im Allgemeinen machte sie einen ungünstigen Eindruck auf mich... weniger

ihrem Aeußeren, als ihrem Benehmen nach. Es ist etwas so Entschiedenes, Rasches, Selbständiges in ihrer Art, mit den Leuten zu verkehren... wie sie ihnen nur die Briefe aus der Hand nimmt, die Aufgabescheine ausfertigt, Auskünfte ertheilt... keine Idee von Schüchternheit dabei oder von mädchenhafter Zurückhaltung oder Bescheidenheit. Uebung hat sie in ihrem Amte und macht ihre Sache flink und ordentlich... aber dieses bestimmte, selbstbewußte Wesen! Ich bitte dich, Anna, ist ein solches emancipirtes Mädchen die richtige Frau für meinen Sohn? O! ich möchte sie Alle, diese Emancipirten..."

Mit einer bezeichnenden Handbewegung hielt sie inne.

„Ist es denn wirklich schon so weit, daß... Sie an eine mögliche Heirat denken, Tante?" fragte Anna. Ihre Stimme zitterte merklich.

„Ich fürchte, Kind, ich fürchte. Am Schalter hat er sie kennen gelernt. Wenn Jemand mir prophezeit hätte, daß mein Sohn sich die Braut hinter einem Postschalter suchen würde — nimmermehr hätte ich's geglaubt. Eine Braut sucht man sich doch in ihrer Häuslichkeit, am Herde, an der Nähmaschine, an der Seite einer sorgsamen Mutter... da findet man die Mädchen, welche zu braven Hausfrauen taugen. Wo aber hat Eine, wie jene, Gelegenheit, die einer Hausfrau zukommenden Arbeiten zu erlernen und zu üben? wo bleibt da das Nähen und Kochen und Plätten und Stricken? Ich wette meinen Kopf, daß sie von alledem nicht mehr versteht, als ein Mann... und so ein Mädchen will mein Sohn heiraten! Und nicht, daß ich berechnend bin: ein häuslich und sittsam erzogenes Mädchen wäre mir als Schwiegertochter immer willkommen, auch wenn sie keinen Kreuzer Mitgift besäße. Aber eine solche Emancipirte, die obendrein arm ist wie eine Kirchenmaus... nein! darein kann ich mich unmöglich finden."

„Vetter Albert hätte überall anklopfen können," murmelte Anna und senkte das erröthende Gesicht. „Ein so

angesehener, gut situirter Kaufmann aus einem so achtbaren Wiener Bürgerhause würde sich nirgend einen Korb holen. Er hätte nur zu wählen brauchen: jedes wohlerzogene, hübsche und reiche junge Mädchen könnte sich glücklich preisen, wenn die Wahl auf sie gefallen wäre. Wozu also sich wegwerfen an Eine, die, wie ein Mann, den ganzen Tag außer Hause zubringt und nichts ist und nichts hat!"

„Das sage ich auch. Ich weiß schon, welche mir getaugt hätte"... sie tätschelte die erglühende Wange des jungen Mädchens... „und wenn die Kinder sich noch von ihren Eltern rathen ließen, würde ich ihm die für ihn passende Braut ohne Mühe ausfindig gemacht haben. Aber... es ist sonst ein guter Sohn, mein Albert, aber gerade dieses Mal zeigt er, daß auch er einen Kopf aus Eisen haben kann. Nicht eher hat er mich in Ruhe gelassen, als bis ich ihm versprach, diesen Leuten einen Besuch abzustatten. Indessen ist es vielleicht von Vortheil, daß ich hingehe. Nirgend lernt man die Menschen besser kennen, als zwischen ihren vier Mauern. Und mich werden sie nicht täuschen. Sie werden sich freilich alle Mühe geben, mich zu fangen, so wie sie den armen Jungen gefangen haben... aber ich bin kein von seiner Verliebtheit verblendeter Mann. Ich habe gesunde, klarsehende Augen im Kopfe. Ich werde sie nicht anders sehen als so wie sie sind, diese schlaue Mutter und die noch schlauere Tochter."

„O Tante! mir ist so fürchterlich bange! Was wird es helfen, wenn Mutter und Tochter Ihnen nicht gefallen? Vetter Albert ist nun einmal verliebt..." Sie schluckte hinunter. Wahrscheinlich war ihr das Wort „verliebt" in der Kehle stecken geblieben. „Und so wird er sie wohl heiraten," schloß sie ihre Rede.

„Noch ist es nicht geschehen. Und bevor ich ihn nicht am Altar stehen sehe, gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn doch noch anderen Sinnes zu machen. Schließlich bin ich ja nicht ohne Einfluß auf ihn. Noch kenne ich sie nicht,

konnte also weder für noch gegen sie sprechen. Habe ich sie erst kennen gelernt und eine Menge schlechter Eigenschaften an ihr entdeckt, dann kann ich wenigstens mitreden, kann versuchen, ihm die Augen zu öffnen... Aber jetzt laß uns still sein. Ich höre meinen Sohn. Wir werden uns nun auf den Weg machen, er und ich, und du magst, wenn anders es dir nicht zu lange dauert, hier auf mich warten, damit du ungesäumt erfahrest, wie diese erste Begegnung abgelaufen ist."

„Vetter Albert" trat ein. Er war ein Mann zwischen dreißig bis vierzig Jahren, mit einem imponirenden, wohlgepflegten kastanienbraunen Vollbarte und einer thalergroßen Glatze. Dieser lange Vollbart fiel so sehr ins Auge, daß man darüber die andere Erscheinung vergaß und den glücklichen Besitzer nicht selten für einen „schönen Mann" erklärte, einzig und allein des Bartes halber. Im Uebrigen war Albert Buchberg's Gesicht ziemlich unbedeutend. Aber sein gemessenes Auftreten, sein würdevoller Gang, seine bedächtige Redeweise und seine ernste Miene täuschten bei flüchtiger Prüfung darüber hinweg. Anna wenigstens war der Ansicht, daß er aussehe wie ein „ganzer" Mann.

Er begrüßte seine junge Cousine mit einer gewissen Steifheit. Daß sie sich, wie er es nannte, „Hoffnungen" gemacht hatte und weder sein Herz noch seine Hand verschmäht haben würde, hätte er ihr Hand und Herz angeboten, war ihm bekannt. Erstens setzte er das stillschweigend von jedem jungen Mädchen voraus, und außerdem hatte seine Mutter Sorge getragen, daß ihm Anna's Wünsche kein Geheimniß blieben. Das arme Mädchen that ihm leid. Aber was konnte er dafür, daß sie sich mit Hoffnungen geschmeichelt hatte, die zu erwecken ihm niemals in den Sinn gekommen war? Daß sie seiner Mutter gefiel, war doch für ihn kein Grund, sie, der Mutter zu Liebe, zu heiraten. Immerhin aber that ihm die Neigung seiner Cousine wohl; diese Neigung war ihm hauptsächlich darum angenehm,

weil er dadurch einer Anderen, Spröderen den Wahn nehmen konnte, daß er nicht auch anderswo Anwerth und Würdigung fände. Er war bereit, dieser Anderen, Spröderen, die Neigung seiner Cousine zu opfern. Aber wissen sollte Jene, daß er über Mädchenherzen verfügen konnte; sie sollte sich nicht in der thörichten Sicherheit wiegen, daß sie die Einzige sei, die ihn begehre; sollte erfahren, daß sie um ihn kämpfen, daß sie die Liebenswürdigste von Allen sein müsse, um den Nebenbuhlerinnen den Rang abzulaufen und sich seiner dauernd zu versichern. Er war nicht der Erste, Beste, den man nur so hinnehmen durfte, ohne sonderlichen Werth auf seine Persönlichkeit zu legen. O nein! er war sich seines hohen Werthes wohl bewußt — welcher Mann wäre das übrigens nicht? — und er forderte ein Gleiches von dem Mädchen, das er zu dem Rang seiner Gemahlin zu erheben im Sinne hatte.

Seine Mutter war aus dem Zimmer gegangen, um Hut und Mantel anzulegen. Er sah sich mit seiner Cousine allein. Sie stichelte eifrig an ihrer Handarbeit. Sollte er das Schweigen brechen? Er räusperte sich.

„Schönes Wetter heute. Wirklich sehr schön."

„Ja, sehr schön," sagte sie.

„Freilich ein wenig kalt. Aber im Januar darf man sich darüber kaum beklagen."

„Natürlich nicht. Im Winter muß es kalt sein."

„So ist es. Uebrigens kann man sich gegen die Kälte verwahren."

Diesen Worten folgte eine kurze Stille.

„Haben Sie im Laufe des Winters schon getanzt?" hob er hierauf wieder an.

„Ja. Einige Male. Aber es unterhält mich nicht mehr."

„Sie sind wohl schon zu alt dazu?" fragte er mit gutmüthig-herablassendem Lächeln. „Wie alt sind Sie denn?"

„O!" sagte sie und wurde blutroth. „Um so etwas fragt man doch nicht."

„Ach! diese jungen Mädchen! ewig möchten sie achtzehnjährig bleiben. Es ist doch kein Unglück, älter zu werden... Jeder Mensch wird mit jedem Tage älter. Aber die jungen Mädchen möchten hievon eine Ausnahme bilden."

Sie schwieg.

„Sind Sie mir böse?" fragte er herausfordernd und trat ihr ein bischen näher. Er freute sich seiner Macht über sie. Wenn er nur ein zärtliches Wort sagte — wie würde das betrübte Gesichtchen sich erhellen, wie schnell würde sie ihr Alter und den Tanz und Alles, was sie bedrückte, vergessen! Sie war erst zweiundzwanzig Jahre alt; aber die Angst, „sitzen" zu bleiben, nagte ihr schon unablässig am Herzen. Er könnte sie erlösen aus dieser Angst... ein Wort, ein Blick, ein Kuß, und sie flöge in seine Arme. Diese Vorstellung war durchaus nicht unangenehm. Er war eitel wie Einer... und beinah wandelte ihn die Versuchung an, mit diesem Mädchen zu spielen, wie die Katze mit einem Mäuschen. Indessen ging die böse Versuchung, welche ihm einzig und allein die Eitelkeit eingeblasen hatte, schnell vorüber. Er war im Grunde ein äußerst correcter Mann, und außerdem kehrte seine Mutter zurück, was seine Gedanken sofort in eine andere Bahn lenkte. Wie sie, die Spröde, der Mutter wohl gefallen würde? Ihm bangte einigermaßen vor dieser Begegnung. Auf sie konnte man sich keineswegs so unbedingt verlassen wie auf die gute, stille, liebeskranke und heiratslustige Cousine. Sie behandelte ihn ganz anders. Aber das gefiel ihm ja eben an ihr, daß sie sich nicht wegwarf. „Und dann zweifelt sie wohl noch, daß ich im Ernste gesonnen sei, sie zu heiraten," suchte er gewisse, ihn ein wenig beunruhigende Gedanken zu beschwichtigen. „Darum wagt sie auch nicht recht, mir ihre Liebe zu zeigen. Wenn erst Alles im Reinen ist... dann wird auch das anders."

Flüchtig und zerstreut sagte er seiner Cousine Adieu und reichte seiner Mutter den Arm; diese wechselte einen

bedeutungsvollen Blick mit dem jungen Mädchen, das die Stickerei in den Schoß hatte sinken lassen und mit jäh erblaßten Wangen und erschrockenen, hilflosen Augen auf den ihr gegenüber so harten Mann schaute... Der aber hatte keinen Blick für sie, und Arm in Arm schritten Mutter und Sohn aus dem Zimmer. Anna schaute ihnen vom Fenster aus nach, bis sie um die Straßenecke verschwunden waren. Dann kehrte sie langsam zu ihrer Handarbeit zurück, versuchte zu sticken, ließ die Stickerei aber bald wieder fallen, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

III.

Also... heute sollte es sein. Bald würden sie kommen. So viel lag ihr doch an dem Besuche, daß sie so vortheilhaft wie nur möglich aussehen wollte. Sie stand vor dem Spiegel und ordnete ihr Haar, ihre schweren, dunklen Flechten, welche sich wie ein schwarzer Schleier um die feine, blasse Stirne legten. Ja, dieses reiche Haar, das dunkle Augenpaar und die blendend weißen Zähnchen... das war ein Dreibund, der sich sehen lassen konnte. Das Gesicht mit seinem bräunlichen Teint hätte freilich schöner sein können, als es war. Es sprühte von Leben, es wechselte im Ausdruck, es verrieth Klugheit und einen lebhaften Geist — aber schön war es nicht. Indessen voll Reiz und wunderbar belebt durch die großen, dunklen Augen. Daß sie mager war, wußte Hedwig selbst so gut wie Herrn Buchberg's Mutter. Was verschlug es aber? Ihre Gestalt war trotzdem elegant und graziös... ihr ganzes Persönchen eitel Leben und Bewegung. Sie war mit sich zufrieden, als sie sich nun vom Kopfe bis zu den Füßen im Spiegel musterte. Dann aber lachte sie plötzlich laut auf... Es war ein unangenehmes Lachen, das dem Ohre wehe that. „Mein Gott! wie dumm, wie furchtbar dumm doch alles das ist!“ sprach sie vor sich hin und starrte in den Spiegel. Die Mutter schaffte draußen

in der Küche. Die gute Frau hielt es für ihre Pflicht, den vornehmen Gästen einen kleinen Imbiß vorzusetzen und traf die nöthigen Anstalten hierzu. Der Bruder saß nebenan in seinem Stübchen und las oder lernte. Durch die blos angelehnte Thüre spähte Hedwig hinein in die Kammer und schaute nach ihm hin. Wie ähnlich er ihr war — nur daß er eine weiße Haut, blondes Haar und blaue Augen hatte. Und um wie vieles sah er ernster, besonnener, gefestigter aus, als die Schwester. Ganz begreiflich: er kannte den Weg, welchen er zu gehen hatte. Es war dies ein mühevoller Weg, der eines mittellosen Studenten, welcher sich um Freiplätze und Stipendien bewirbt, der sich niemals den kleinsten Fehler, die geringfügigste Nachlässigkeit zu Schulden darf kommen lassen, um nicht das Anrecht auf Freiplätze und Stipendien zu verlieren. Das wußte er auch und hielt sich wacker ... ja, er war ein braver, pflichtgetreuer, charakterfester und strebsamer Junge. Sie liebte ihn wie sich selbst; mehr als sich selbst. Was ihr, als einem Mädchen, versagt war, zu erreichen oder auch nur anzustreben, das erhoffte sie für ihn: die glänzendste Laufbahn, die reichsten Lorbeern, jede Ehre, jede Auszeichnung. Er würde es weit bringen im Leben — alle seine Professoren und Freunde stimmten hierin überein — er war ebenso begabt wie tüchtig. Aber dornenvoll war der Weg zum Lorbeer und zur Ehre, besäet mit den harten Steinen der Armut, Selbstverläugnung, Entbehrung. Die schönsten Jugendjahre gingen darüber hin... Und würde Paul den Kampf aushalten? nicht erliegen, ehe er ans Ziel gekommen? Sie erblaßte und griff mit der Hand an ihr Herz. Hatte die Mutter nicht Recht, sie selbstsüchtig zu schelten? warum dachte sie so viel an sich? warum nicht lieber einzig und allein an ihn? Ihre Heirat mit einem wohlhabenden Manne würde allen diesen Sorgen, aller Noth, aller Angst ein Ende machen. Der Bruder brauchte sich nicht länger mit Lektionengeben zu plagen und seine geistigen wie physischen Kräfte im

Kampf ums tägliche Brot aufzureiben. Er könnte sich freier bewegen, ruhiger leben, alle seine Zeit dem Studium, der Erholung, der Zerstreuung widmen. Sie wäre in der Lage, ihm alle die Bücher zu kaufen, die er zu seinen Studien nöthig hatte und welche er sich jetzt nur äußerst lückenhaft beschaffen konnte, weil sie zu viel Geld kosteten. Im Sommer könnten sie Alle auf dem Lande wohnen oder kleine Reisen machen, damit er sich erhole und kräftige und volle Wangen bekomme... und ein schönes Arbeitszimmer sollte er haben, licht, hoch, geräumig, ein luftiges, behagliches Heim, wo man sich gern aufhält...

Ueber ihr Gesicht huschte ein schwaches Lächeln. Wie sonnig, wie lockend diese Bilder waren! Und alles das war kein Traum. Sie brauchte nur zu wollen ... und die enge Gegenwart mit allen ihren Sorgen versank auf Nimmerwiederkehr...

Sie hatte dem Bruder schon manches Opfer gebracht — ohne es zu wissen, ohne auch nur daran zu denken, wie man eben Opfer bringt, wenn man liebt. Dann ist's ja kein Opfer mehr, sondern eine Freude. Sie liebte ihn mehr als Alles auf der Welt, anders, als die Mutter ihn liebte. Diese hing an ihm, weil's ein Junge, weil's *ihr* Junge war. Sie hätte ihn auch dann noch geliebt, wenn er ein Thunichtgut, ein Faullenzer und ungerathener Sohn wäre ... sie liebte ihn mit blinder Mutterliebe, weil er eben ihr Sohn, ihr Einziger war. Immer war er der Tochter vorgezogen worden. Als Kinder hatten Beide gleich gut gelernt. Der Knabe wurde darum belobt, bei dem Mädchen hieß es: „Ach! wenn ein Mädchen nur häuslich und bescheiden ist ... das Lernen ist Nebensache." Ja, gescholten war sie worden, wenn sie lieber ein Buch als den Strickstrumpf zur Hand nahm. Man hatte ihr bei Zeiten eingeprägt, daß ein Mädchen und ein Junge verschiedene Wesen wären und verschiedene Wege zu gehen hätten. Wenn *er* fertig war mit seinen Schulaufgaben, durfte er sich aus-

ruhen, mit seinen Kameraden ins Freie gehen, lesen, durfte eben thun, was ihm gefiel. Sie nicht. Bei ihr fand man es nicht nöthig, daß sie im Freien sich ergehe und sich Bewegung mache. Die Gesundheit eines Jungen erforderte offenbar eine ganz andere Pflege als diejenige eines Mädchens. Ein schon so großes Mädchen, hieß es, (sie war etwa vierzehn Jahre alt) und müssig gehen! Sie mußte im Hause mithelfen oder stillsitzen und nähen, stricken, Wäsche flicken ... Es waren oft recht bittere Gedanken, die sie dann in ihre Arbeit miteinflocht; aber darum befragte sie Niemand, bekümmerte sich Niemand. Allen ihren jugendlichen Freundinnen erging es ebenso; alle waren sie die kleinen Mägde ihrer Brüder, während diese das hinnahmen als etwas, das sich von selbst verstand: ihr seid Mädchen; gewöhnt euch bei Zeiten daran, uns den Vorrang zu lassen. Hedwig liebte den bevorzugten, den begünstigten Bruder, obschon sie ihn wider Willen oft beneiden mußte. Ihn bediente sie auch gern — weil sie ihn liebte und weil er dies nicht, wie andere grüne Jungen, von Rechtswegen von ihr forderte, sondern sie um jede kleine Dienstesleistung bat und ihr für Alles dankte. Auch war es seiner Vermittlung zuzuschreiben, daß sie, nach langem Kampfe, die Mutter dazu brachte, ihr zu erlauben, sich um eine Anstellung bei der Post zu bewerben. Mit glänzendem Erfolge legte sie die hierzu erforderliche Prüfung ab — freilich auch mit der alten Bitterkeit im Herzen, daß sie, als Mädchen, niemals höher steigen könnte, sondern Zeit ihres Lebens auf der untersten Stufe würde stehen bleiben müssen. „Die großmüthigen Männer!“ sagte sie einmal. „Die Hungerleiderstellen räumen sie uns ein; die einträglichen behalten sie für sich.“ Immerhin war sie selbst über ihre bescheidene Einnahme, ihre aussichtlose Stellung froh. Verschafften sie ihr doch eine gewisse Unabhängigkeit und eine geregelte Beschäftigung. Da sie stets nur den halben Tag im Amte zu thun hatte, blieb ihr auch Zeit genug, der Mutter im

Hause zu helfen, die Kleider für sich und die Mutter anzufertigen, des Bruders Kleider und Wäsche in Stand zu halten, zu nähen, zu stoppen und zu — lesen. Alle juridischen Werke, welche Paul besaß, hatte sie gelesen. Für John Stuart Mill, den edlen Anwalt ihres Geschlechtes, schwärmte das arme Kind ... Die Studien des Bruders neigten ihrem Ende zu. In einem Jahre würde er fertig sein. Früh genug! er war erst einundzwanzig Jahre alt. Dann sollte er Doctor werden ... und dann hinaustreten ins volle Leben. Sein ganzes Sinnen und Trachten neigte der Universität zu. O Professor an einer Universität sein ...! Ja, schön wäre das und ehrenvoll. Aber — dem Armen, dem Mittellosen ist's nicht leicht, diese Laufbahn zu betreten. Ehe man Professor wird — und das kann lange dauern — ist man Privatdocent, und ein Privatdocent bezieht keinen Gehalt. Wovon leben? Man kann freilich eine Stellung und damit ein Auskommen außerhalb der Universität suchen und finden. Aber nicht Allen glückt das. Viele suchen und suchen vergebens. Wer weiß, ob nicht auch ihr Bruder unter jenen sein wird, die vergebens suchen! Sie legte die Hand an die Stirn. Nein! nein! so soll es nicht kommen; die Sorge ums tägliche Brot soll ihn nicht um seine ganze Zukunft betrügen; er soll seinen Weg verfolgen, soll Professor werden. War doch sie es vornehmlich gewesen, die ihn auf diesen Weg gedrängt hatte. Mit seinem ganzen Herzen hatte er verlangt, zu studiren. Aber die lange Studienzeit, die späte Aussicht auf Erwerb hatten ihn schwankend gemacht. Alle Bekannten und Verwandten hatten ihm gerathen, davon abzustehen und sich lieber einem Berufe zuzuwenden, der ihn bald in die Möglichkeit versetzte, Geld zu verdienen. Ja, wenn es nach dem Sinne dieser praktischen Leute gegangen wäre, hätten sie am liebsten einen Handwerker aus ihm gemacht. Sogar die Mutter hatte, von den Besorgnissen der Sippschaft angesteckt, ihm zugeredet, er möchte etwas Anderes werden

und der Universität entsagen ... Aber sie, die junge, die muthige Schwester, war ihm treu zur Seite gestanden und hatte nicht eher geruht, als bis sie seinen und ihren Willen durchgesetzt hatte. Was lag an der Gegenwart, was lag an Allem, wenn es sich um die ganze Zukunft, das ganze Leben eines strebsamen jungen Menschen handelte! Und so hatte er denn studirt — und seine glänzenden Erfolge lieferten den Beweis, wie recht die Schwester gethan hatte, nicht nachzugeben. Aber mühsam war der Weg — noch einmal, noch eindringlicher hielt sie sich das vor — und sie könnte diesen Weg glätten, dem Bruder, der Mutter und sich selbst zu einem sorgenfreien Leben verhelfen. Freilich um einen hohen Preis — den höchsten Preis, welchen ein Mädchen zahlen kann: indem sie sich einem ungeliebten Manne vermälte. Konnte, ja durfte sie dieses Opfer bringen? Weil tausend und abertausend Mädchen ein Gleiches gethan haben, heute noch thun und in Zukunft thun werden — ist es darum erlaubt? Oder war es vielleicht nur die Selbstsucht, die sich hinter diesen Bedenken verbarg, war es die Angst, es könnte sie einmal reuen, das Opfer gebracht zu haben, die sie abzuhalten suchte von dem schweren Schritte? Graute ihr davor, die Liebe zum Manne, die sie noch nicht kannte, im Voraus zu opfern, und fürchtete sie, diese Liebe könnte einmal in ihr erwachen, wo sie ihr nicht mehr würde Gehör leihen dürfen? ... Sie verstand das eigene Herz nicht. Sie war ja opferwillig und voll Zärtlichkeit für die Ihren, besonders für den Bruder. Und dennoch — „Entweder ist's ein Unrecht, es thun zu wollen," entschied sie am Ende, „oder es ist meine Eigenliebe, die es mir als Unrecht vorspiegelt. Wenn es ein Unrecht ist, dann darf ich es nicht thun. Will aber blos meine Eigenliebe mich zurückhalten, dann muß ich sie ersticken. Aber, Herrgott im Himmel! wer wird mich aus diesem Zwiespalt erlösen, wenn ich selber es nicht vermag!"

Klingeln ertönte draußen. Sie waren da, Mutter und Sohn. Nun hieß es, sich entscheiden.

„Lieber Gott! hilf mir. Sprich so laut in meinem Herzen, daß ich dich nicht mißverstehen kann. Zeige du mir den rechten Weg"...

Die Thüre war aufgegangen. Eine stattliche alte Dame in einem Pelzmantel überschritt die Schwelle. Ihr folgte ein Herr und diesem Hedwigs Mutter, welche unausgesetzt tiefe Bücklinge machte. Das junge Mädchen war nicht im Stande sich zu rühren. Sie starrte die fremde alte Dame an. „Wie ganz anders müßte mir beim Anblick seiner Mutter zu Muthe sein, wenn ich ihn liebte!" Das war der erste klare Gedanke, der ihr durch den Kopf flog, als sie die Mutter des Mannes, dem sie sich vermählen sollte, zum ersten Male vor sich sah.

IV.

Gottlob! die gegenseitige Vorstellung war glücklich vorüber, die Gäste hatten abgelegt, man saß nun um den runden Tisch herum. Frau Buchberg thronte in der Mitte des Sophas, die Mutter saß bescheiden in die linke Ecke gedrückt, so zu sagen, auf dem Sprunge und lächelte mit krampfhafter Liebenswürdigkeit. Paul war ebenfalls herbeigerufen worden und hatte Mühe, eine ernsthafte Miene beizubehalten. Diese ganze feierliche Entrevue kam ihm einigermaßen lächerlich vor. Außerdem wollte das Gespräch nicht flott werden. Beständig traten kleine störende Pausen ein... es war Niemandem behaglich zu Muthe. Hedwig verhielt sich am schweigsamsten von Allen. „Entweder ist sie linkisch oder hochmüthig," dachte Frau Buchberg, welche das junge Mädchen ziemlich ungenirt fixirte.

„Es war der Wunsch meines Sohnes, daß ich hierherkomme," sagte sie, ohne den Blick von Hedwig zu wenden. „Ich, für meinen Theil, suche keine neuen Be-

kanntschaften. Mein Freundeskreis ist, Gott sei gedankt, so groß, daß ich dies nicht nöthig habe."

„Das läßt sich denken," sagte die Mutter mit großer Geschmeidigkeit. „Um so mehr wissen wir die Ehre Ihres Besuches zu schätzen. Nicht wahr, Hedwig?"

Diese murmelte etwas, was Niemand verstand.

„Indessen," fuhr Frau Buchberg in strengerem Tone fort, „kann es mir natürlich nicht gleichgiltig sein, mit wem mein Sohn Umgang pflegt — und wen er zu seinen Freunden macht. Er hat mir so viel von Ihnen erzählt, daß ich begreiflicher Weise neugierig war, die Familie kennen zu lernen, von welcher er so sehr eingenommen ist. Und darum sehen Sie mich hier."

„Wir würden uns sehr glücklich preisen, wenn Sie dies nicht bereuten," flüsterte die Mutter. Frau Buchberg schwieg. Diese allzu verbindliche und demüthige Mutter flößte ihr kein rechtes Vertrauen ein ... und aus dem stummen jungen Mädchen wurde sie vollends nicht klug. Wie ernst, klug und kühl die Augen dieses Kindes sie anblickten! So schaut man nicht drein, wenn man Jemandem um jeden Preis gefallen will... Dieses Mädchen schien gar nicht daran zu denken, ihr, der Mutter des heiratsfähigen Sohnes, gefallen zu wollen. Merkwürdig! Und noch merkwürdiger war, daß ihr das nicht einmal mißfiel, sondern — imponirte.

Es war ihr ganz erwünscht, daß die Mutter sich nun erhob, um, wie sie sagte, nach der Küche zu sehen; ihre werthen Gäste, fügte sie hinzu, würden es hoffentlich nicht verschmähen, eine Tasse Kaffee mit ihnen zu trinken. Frau Buchberg drängte es, mit dem jungen Mädchen allein zu sein. Sie fing an, sich für Hedwig zu interessiren. Aber wie ihren Sohn und den Bruder entfernen?

Hedwig mußte ihre Gedanken errathen haben. Sie wendete sich an Paul: „Wenn du mit Herrn Buchberg nach deinem Zimmer gingest und eine Partie Schach mit ihm spieltest, dieweil wir hier den Tisch decken? Wir sind mit

dem Raum so sehr beschränkt... und es ist nicht angenehm, alle diese kleinen Vorbereitungen in Gegenwart der Herren zu treffen."

„Gut," sagte Paul und er und Albert begaben sich in das Cabinet nebenan.

„So ist es recht, mein Kind," sagte Frau Buchberg und nahm das junge Mädchen bei der Hand. „Es ist mir lieb, daß wir allein sind... wir werden auf diese Weise einander leichter näher kommen. Denn wozu heucheln? Sie durchschauen mich und ich durchschaue Sie ... Es wird also das Klügste sein, wenn wir aufrichtig gegen einander sind, nicht wahr?"

„Ja," sagte Hedwig.

„Sie wissen den wahren Grund meines Kommens," sprach Frau Buchberg weiter. „Mein Sohn interessirt sich sehr für Sie. Darum wollte ich Sie kennen lernen. Daß Sie sich mir gegenüber befangen fühlen, begreife ich... es steht viel für Sie auf dem Spiele. Bis jetzt haben Sie Glück gehabt. Es ist Ihnen gelungen, meinen Sohn zu fesseln, so weit zu fesseln, daß er im Ernste daran denkt, Sie — vielleicht — zu seiner Frau zu machen..."

Hedwig hob den Kopf empor und blickte der Dame fest in die Augen.

„Sie sind im Irrthum, gnädige Frau," sagte sie ruhig. „So stehen die Dinge nicht. Es liegt nicht einzig und allein in der Hand Ihres Sohnes, seine Frau aus mir zu machen ... er weiß ja noch gar nicht, ob ich ihn zum Manne haben möchte."

Frau Buchberg saß mit offenem Munde da. Auf diesen Einwurf war sie nicht vorbereitet gewesen.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, mein liebes Fräulein," sprach sie sodann, als sie die verlorene Fassung halbwegs wiedergefunden hatte, „aber an die Richtigkeit dieser Bemerkung kann ich unmöglich glauben. Daß Sie meinen Sohn nicht sollten heiraten wollen ... dieser Gedanke ist aller-

dings weder ihm noch mir jemals in den Sinn gekommen. Und auch Ihnen nicht. Und wenn sie mir das Gegentheil sagen, glaube ich Ihnen nicht."

„Warum nicht?"

„Warum nicht! nun! weil es undenkbar, unfaßbar wäre! Eine solche Partie schlägt man doch nicht aus, wenn anders man seine fünf Sinne beisammen hat! Aber weshalb ereifern ich mich denn? Sie glauben, sich zieren zu müssen, und das verstehe ich am Ende . . ."

„Ich ziere mich keineswegs. Ich rede, wie ich denke."

In die Wangen der alten Dame stieg eine zornige Röthe. „Was soll alles das heißen?" brach sie los. „Wo will das hinaus? Lieben Sie meinen Sohn oder lieben Sie ihn nicht? Wollen Sie seine Frau werden oder nicht? Und wenn Sie es nicht wollen . . . warum haben Sie sich dann so viel Mühe gegeben, ihn zu fangen?"

„Wer sagt das?" rief Hedwig aufspringend — mit funkelnden Augen. „Ich hätte mir Mühe gegeben . . . .? wer sagt das? doch nicht er selbst?"

Die Thüre ging hastig auf und Albert Buchberg trat, ein wenig bleich, in das Zimmer. Paul, der ihm folgte, blieb auf der Schwelle stehen.

„Was ist geschehen?" fragte Albert mit einem halb bestürzten, halb unwilligen Blick auf seine Mutter. „Was hast du ihr gethan, Mutter?"

Diese zuckte zusammen. Ohne auch nur zu fragen, was es gegeben, nahm er für die Fremde Partei.

„Nichts," sagte sie verwirrt.

„Nichts?" wiederholte Hedwig, ein wenig ruhiger als vorhin — das blasse, bestürzte Gesicht ihres Verehrers flößte ihr Mitleid ein. Sie bemühte sich gelassen zu sprechen. „Sagen Sie Ihrer Mutter doch, wie Sie mit mir bekannt geworden sind und ob in der That ich es gewesen, die nichts unversucht ließ, um . . . wie lautete nur das zarte Wort? . . . um Sie zu fangen! O! was wir Mädchen uns Alles

gefallen lassen müssen!" rief sie, aufs Neue leidenschaftlich werdend. „Eine Jede hält man für eine Heiratsjägerin — ohne Ausnahme, ohne Ausnahme! Es ist wahr, ich bin arm und Sie ein Mann in guten Verhältnissen und gesicherter Lebensstellung . . . aber das gestattet noch niemandem, niedrig von mir zu denken. Sprechen Sie doch! ich will, daß Sie augenblicklich sprechen."

Er war gleichfalls nicht wenig betreten. Seine Mutter hatte eben nur ausgesprochen, was er dachte . . . Er hielt es für ganz selbstverständlich, daß ein armes Mädchen wie Hedwig einen Freier wie ihn mit heimlichem Jubel begrüßte und sich alle Mühe gab, diesen Freier festzuhalten. Worüber ereiferte sie sich dann so sehr? Mit selbstbewußter Würde strich er seinen schönen, braunen Vollbart glatt.

„Sie dürften meine Mutter mißverstanden haben, Fräulein Hedwig," sagte er in beschwichtigendem Tone. „Meine Mutter meinte gewiß nichts Anderes, als daß Sie durch Ihre Erlaubniß, mit Ihnen zu verkehren und Ihr Haus zu besuchen, mir gezeigt hätten, daß meine Persönlichkeit Ihnen nicht unangenehm wäre . . . weiter gewiß nichts."

„Ich verstehe aber auch gar nicht," ergänzte Frau Buchberg, die noch ganz verduzt dreinsah, „wieso meine Worte Sie verletzen konnten. Alle jungen Mädchen wollen sich verheiraten. Wenn sich nun einer ein Mann nähert, ist es ja nur natürlich, daß sie sich alle Mühe gibt, sich seiner dauernd zu versichern . . . Was fiel Ihnen dabei auf? Darum tadelt Sie ja Niemand."

„Aber ich habe nichts gethan, um ihn zu fangen," beharrte Hedwig eigensinnig. „Das ist mir gar nicht eingefallen."

„Hedwig!" murmelte Paul von der Thüre her — mit leiser Mahnung.

„Ich sage nur, was wahr ist. Ich laufe keinem Manne nach."

„Aber, verehrtes Fräulein,“ sprach Albert Buchberg schon arg pikirt, „wer behauptet das? Sicherlich Niemand ... und ich am allerletzten. Indessen habe ich mir geschmeichelt und stillschweigend vorausgesetzt, daß meine Annäherung Ihnen willkommen wäre ... Wenn auch hierin meine Eitelkeit mich verblendet hat, dann bitte ich Sie, mich aufzuklären.“

„Entschuldigen Sie, Herr Buchberg,“ ergriff nun Paul das Wort, verließ seinen Posten auf der Schwelle und trat näher. „Ich finde es sonderbar, daß so eine Art Verhör mit meiner Schwester angestellt wird. Was wollen Sie denn von ihr? daß sie Ihnen eine Liebeserklärung machen soll?“

Hedwig mußte unwillkürlich lachen. Das brachte ihren Verehrer nur noch mehr auf. Dieser Milchbart von einem Bruder, der sich glücklich schätzen sollte über die Aussicht, seine Schwester an den Mann zu bringen, wagte es, sich über ihn, den Freier mit den ernsthaften Absichten, lustig zu machen! Und Hedwig lachte ihn obendrein aus. Da mußte Einem doch der Verstand stillstehen.

Zum Ueberflusse kam nun auch die Mutter in die Stube — ein Kaffeebrett haltend. Mit einem einzigen Blicke überschaute sie die Situation, errieth sie, daß etwas Unliebsames vorgefallen. Ihre Miene wurde ängstlich, mit leise zitternden Händen stellte sie das Brett anf den Tisch.

„Wir bedauern, Ihnen diese Mühe verursacht zu haben,“ sagte Frau Buchberg mit nervöser Hast und stand auf. „Aber zwischen Ihrer Tochter und meinem Sohne herrscht ein arges Mißverständniß ... Das gute Fräulein weiß augenscheinlich selber nicht, was sie will. Ich habe jedoch kein Verlangen, mich und meinen Sohn zum Besten halten zu lassen.“

„Hedwig! Kind!“ jammerte die Mutter bleich und entsetzt. „Glauben Sie ihr nicht, gnädige Frau. Glauben Sie ihr nicht, Herr Buchberg. Das Mädchen verehrt Sie aufs Innigste ... das weiß ich. Aber urtheilen Sie selbst:

kann sie den ersten Schritt machen? Von Ihrer Seite ist das entscheidende Wort noch nicht gesprochen worden ...“

„Mutter!“ rief Hedwig streng. Albert Buchberg zupfte noch eifriger an seinem schönen Vollbart. Aber er sagte nichts. Nicht eine Silbe. Er fühlte sich tief gekränkt. Wie! dieses mittellose Mädchen dünkte sich nicht glücklich und überglücklich durch seine Annäherung? liebte ihn am Ende nicht einmal? wäre am Ende gar im Stande, ihm einen Korb zu geben? Und er sollte sprechen, blos, um sich einen Korb zu holen? Nimmermehr!

Indessen war er sehr blaß geworden und sah wirklich unglücklich aus. Die Mutter strömte über von Mitleid ...

„Herr Buchberg,“ sagte sie hastig, „verzeihen Sie ihr. Sie können doch unmöglich daran zweifeln, daß Hedwig Sie liebt und mit tausend Freuden Ihre Frau werden würde? Welch' eine Thörin müßte meine Tochter sein, wenn ...“

„Mutter,“ fiel Hedwig ins Wort, „sprich nicht für mich.“

„Darin hat sie Recht,“ sagte Frau Buchberg. „Lassen Sie das Kind selbst reden.“ Ihre mütterliche Eitelkeit lechzte darnach, ein anerkennendes Wort, das ihrem Liebling galt, aus des Mädchens Munde zu vernehmen. Sie fühlte auch ganz gut, daß sie es mit einem durch und durch ehrlichen Geschöpfe zu thun hatte ... und das zog sie unbewußt zu Hedwig hin. „Wenn die einem Manne sagt, daß sie ihn liebe, kann man sich darauf verlassen, daß es auch wahr ist,“ dachte sie. „Also sprechen Sie, liebes Kind,“ fuhr sie fort und nahm Hedwig bei der Hand. „Fürchten Sie etwa, daß mein Sohn es nicht aufrichtig mit Ihnen meint? ist es vielleicht das, was Sie so kopfscheu macht?“

„Nein,“ sagte Hedwig.

Frau Buchberg legte den Arm um ihren Nacken.

„Und wenn ich Sie nun frage, ob Sie die Frau meines Sohnes werden wollen — welche Antwort geben Sie mir darauf?“

Die Mutter stand in athemloser Spannung da ... Paul wendete sich ab, und Albert Buchberg, der selbstbewußte Albert Buchberg wurde noch um einen Schatten bleicher ... Das junge Mädchen aber machte sich aus der Umschlingung seiner Mutter los und trat von ihr weg.

„Verzeihen Sie mir," sprach sie nicht ohne Anstrengung. „Jetzt, wo es Ernst wird, schwindet jeder Zweifel Ja, fast begreife ich nicht, wie ich jemals schwanken konnte ... Ich liebe Herrn Buchberg nicht und kann ihn deshalb nicht heiraten."

V.

Tiefe Stille herrschte um sie her. Sie sah keinem ins Gesicht. Sie blickte zum Fenster hinaus.

„Ich weiß, daß meine Mutter mir darum zürnen wird," hob sie aufs Neue an. „Tausende von Mädchen hätten anders gehandelt ... ich vermag es nicht. Man erzieht uns Mädchen freilich darnach und lehrt uns von Kleinauf, daß diese Lüge gestattet sei; daß wir einem Manne, der uns eine anständige Versorgung bietet, Liebe heucheln dürfen, damit er uns heirate. Ich denke anders. Mir erscheinen solche Ehen unsittlich. Die Lüge ist immer unsittlich. Und wer das einmal so klar erkannt hat, wie ich, der darf diese Lüge nimmermehr aussprechen ... und darum ... leben Sie wohl, Herr Buchberg, leben Sie wohl, gnädige Frau."

Sie neigte das Haupt und ging mit großen Schritten aus dem Zimmer.

Ihre Mutter brach in Thränen aus.

„Ach! Herr Buchberg! dieses Ende!" schluchzte sie. „Wer hätte das gedacht! Aber noch gebe ich nicht jede Hoffnung auf" ...

„O bitte," unterbrach sie Albert Buchberg mit erkünstelter Ruhe. „Das war ein sehr deutlicher Abschied — ein Abschied für alle Zeit. Ich dränge mich Niemandem

auf. Auch habe ich nichts zu verzeihen. Im Gegentheil: ich bin dem Fräulein dankbar, daß sie mir bei Zeiten reinen Wein eingeschänkt hat."

Mutter und Sohn gingen. Der voll Selbstvertrauen eingezogene und gedemüthigt von dannen ziehende Freier sah sehr verstört aus ... Seine Eitelkeit war aufs Tiefste verwundet. Am meisten wurmte ihn, daß seine Mutter Zeugin dieser unerhörten Beschämung gewesen und daß am Ende gar seine Cousine erfahren könnte, daß er, er, Albert Buchberg, sich einen Korb geholt. Seine Liebe war wie mit einem Zauberschlag dahin ... Zu arm an Geist und zu tief verstrickt in überkommenen Vorurtheilen, war er nicht im Stande, zu begreifen, daß er alle Ursache hätte, dem Mädchen, das ihn verworfen, dankbar zu sein. Er empfand nur die Demüthigung und er haßte Hedwig in dieser Stunde. Seine Mutter dachte anders. Im Grunde war sie froh, daß nichts aus der Geschichte geworden. „Hätte sie ihn geliebt, sie würde ihn glücklich gemacht haben," dachte sie. „Aber hätte sie ihn blos der Versorgung halber geheiratet, wie so viele Mädchen thun, würde er sehr elend mit ihr geworden sein." Sie empfand wirklich eine Art von Dankbarkeit gegen Hedwig, obschon sie nicht begriff, wie es möglich wäre, ihren Sohn zu verwerfen. Indessen konnte sie nicht umhin, jenem merkwürdigen Mädchen eine gewisse Achtung zu zollen. Vielleicht war sie, als Frau, auch mehr befähigt als ihr Sohn, einzusehen, daß es um Mann und Weib, um Ehe und Familienleben besser stehen würde, wenn mehr Mädchen ebenso dächten, und handelten wie jenes dunkeläugige, wahrhafte Geschöpf und daß sich dann weniger Ehen auf einer Lüge aufbauen würden, als dies in Wirklichkeit geschah.

„Die Sache bleibt natürlich unter uns," sagte Frau Buchberg zu ihrem Sohne. „Das Mädchen ist offenbar nicht ganz bei Troste ... sei froh, daß du sie los bist. Und wenn irgend Jemand fragen sollte, was aus der Geschichte

geworden, dann will ich sagen, daß du deinen Sinn geändert und dich zurückgezogen habest . . . und das wird alle Welt uns glauben."

Er nickte stumm. Seine Mutter hatte doch eine gute Art, die Dinge anzusehen . . . Ja, es war am besten, die fatale Sache in dieser Weise sich zurechtzulegen. Und seien Sie versichert, meine Damen und Herren: in ein paar Jahren glaubt Albert Buchberg selber an das Märchen, daß er anderen Sinnes geworden sei und sich zurückgezogen habe. Es ist eigenthümlich, wie schnell Männer vergessen können, daß sie einen Korb erhalten. Ueber die „sitzengebliebenen" Mädchen pflegen solche Männer zwar gern zu spotten — aber über die eigenen Niederlagen schweigen sie wohlweislich, vergessen sie wohl gar . . . und halten fest an der Fabel, daß jeder Mann jedes Mädchen „bekommen" könne, wenn er es nur ernstlich wolle.

Albert Buchberg wird also nicht an gebrochenem Herzen sterben. Er wird, durch den Schaden klug gemacht, sich fortan mehr an das, wozu seine Mutter ihm räth, kehren und sich eine Braut nach ihrem Sinne erwählen. Die Zeit der kleinen Cousine Anna ist gekommen. Nun darf sie hervortreten, zuerst als Tröster in, dann als demüthig Liebende . . . und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß diese ihre interessante Rolle vor dem Altar ihren Abschluß finden wird.

* *
*

Hedwigs Mutter weinte um den abgewiesenen Freier wie Rahel um ihre Kinder und wollte sich, wie diese, nicht trösten lassen.

„Mutter," sagte Paul endlich, „höre mich. Würdest du es gut heißen, wenn ich, um eure und meine Lage materiell zu verbessern, eine Unredlichkeit beginge und Jemanden, der mir vertraute, betröge? würdest du mir dazu rathen?"

„Nein,“ sagte die Mutter.

„Oder mich tadeln, wenn ich mich weigerte, es zu thun?“

„Nein,“ sagte sie wieder.

„Nun also! Hedwig befindet sich in einer ganz gleichen Lage. Laß sie doch ihren eigenen Weg gehen! Heute wundert man sich noch darüber, ja, ist so ungerecht, von einer Tochter Opfer zu fordern, die, wenn ein Sohn sie brächte, diesem als unehrenhaft angerechnet würden. In hundert Jahren wird man vielleicht nicht begreifen, daß man einstens den armen Mädchen zumuthen konnte, sich gegen ihren Willen einem ungeliebten Manne zu verkaufen, damit ihre Familie besser und bequemer leben könne. Ich möchte dieses fürchterliche Opfer nicht einmal annehmen; ich werde auch, ohne daß Hedwig sich opfert, an mein Ziel gelangen. Vielleicht wird es langsamer gehen und mühsamer sein — aber was thut das? Ich danke Gott, daß Hedwig uns dieses Opfer nicht gebracht hat. Lieber möchte ich zu Grunde gehen, als ein bequemes Leben einer Lüge zu danken haben.“

„Mit euch komme ich nicht auf,“ sprach die Mutter seufzend. „Thut, was ihr wollt. Ich verstehe die jetzige Zeit und die heutige Jugend nicht mehr.“

„Aber daß die Lüge häßlich sei, das gibst du zu?“

„Nun freilich!“

„Und daß die Lüge nicht plötzlich etwas Sittliches und Erlaubtes werden könne, wenn es sich um eine sogenannte gute Partie handelt?“

„Du hast ja Recht...“

„Und daß ein Mädchen ebenso wenig lügen dürfe wie ein Mann, auch wenn sie sich dadurch, wie es heißt, versorgen könnte?“

„Paul, ich bitte dich...“

„Du siehst, daß du auf meine Fragen nichts zu antworten weißt. Laß also Hedwig in Frieden und achte in

ihr eine der wackeren Vorkämpferinnen, welche das eigene Geschlecht auf eine sittlich höhere Stufe erheben wollen, als wo es heute leider noch steht, dank sei es den Vorrechten, die der Mann sich selbst eingeräumt hat und die ihn zum Herrn des Weibes machen. Wir stehen erst am Eingang einer neuen Zeit. Sind einmal Mann und Weib in Wahrheit gleich und nicht länger jener der Herr und dieses ein armes, von ihm abhängiges Geschöpf, dann werden die Mädchen auch nicht mehr am Altar zu lügen brauchen, um eine Versorgung zu finden ... Aber diese Zeit ist noch ziemlich ferne."

„Indessen nicht ewig ferne," sprach Hedwig und gab dem Bruder die Hand. „Es lebe die Hoffnung auf eine bessere, gerechtere Zukunft! Ich werde sie nicht mehr schauen ... aber kämpfen will ich für sie und an sie glauben, so lang mein Herz schlägt."

„Es lebe die Wahrheit und fort mit jeder Lüge!" rief Paul, die Schwester auf die Wange küssend.

„Amen!" sprach die Mutter mit einem stillen Seufzer und ging kopfschüttelnd nach der Küche.





Der Schein trügt.

Novelle von Charles Corbin.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

Es war an einem hellen, doch sehr kalten Januarabend, als ein Mann mit tief in die Taschen seines Winterrockes versenkten Händen, eiligen Ganges den Boulevard Haußmann hinanschritt. Das Geräusch seiner festen Tritte widerhallte deutlich auf dem Pflaster der still daliegenden Straße, die zu dieser Stunde fast gänzlich vereinsamt war. Die hellerleuchteten Zifferblätter der in den beiden Thürmen, die zur Rechten und zur Linken der Wölbung der Augustinerkirche gen Himmel streben, angebrachten Uhren verkündeten die elfte Abendstunde. Nur selten war noch ein Fußgänger zu erspähen. Mitunter fuhr auf den glänzenden Schienen ein Straßenbahnwagen vorüber, dessen Pferde wie in einen dichten Nebel gehüllt erschienen und es bedurfte nicht erst des Hornsignals des Kutschers, um die Bahn freizuhalten, da es der Fuhrwerke ebenso wenig mehr gab als der Fußgänger. Kaum daß man hier und dort einen Miethwagen, der nach beendetem Tagewerk seinen Stallungen zurollte, oder eine Equipage sah, die aus ihren eleganten

Lampen einen weiten Lichtschein um sich verbreitend, in raschem Tempo dahineilte. Die Nacht schien kalt werden zu wollen, denn der Mond stand in blendendem Lichtglanze an dem von keinem Wölkchen getrübten Himmel und seine silberne Sichel ließ die absonderlichen Schatten der schier endlosen Häuserreihe noch schärfer hervortreten.

Die trockene Kälte hatte unseren Fußgänger in eine frohe Stimmung versetzt und allerlei angenehmen Gedanken nachhängend, schritt er tapfer aus. Thatsächlich konnte sich Doctor Pascal Vorsier — sofern er nicht sehr ungerecht sein wollte — durchaus nicht über sein Schicksal beklagen, denn wenn man wie er, mit 35 Jahren Chefarzt verschiedener Krankenhäuser, Mitglied der medicinischen Akademie und Professor am College de France ist, so hat man sich in einem Alter, da andere, vom Schicksal weniger Begünstigte noch mit den Schwierigkeiten des Anfangs kämpfen müssen, eine ganz exceptionelle Stellung errungen. Er besaß genügendes Vermögen, um sich der ärztlichen Thätigkeit nicht ausschließlich widmen zu müssen und so beschäftigte er sich während des größten Theiles seiner Zeit mit wissenschaftlichen Arbeiten, denen er die Anerkennung der Gelehrtenwelt zu danken hatte, — und er war für diese Anerkennung nicht unempfänglich.

Je näher der Doctor der Rue Lamennais kam, in welcher er wohnte, je mehr wichen seine Gedanken von ihrer bisherigen Richtung ab, um einen völlig verschiedenen Gang zu nehmen. Wir wollen nämlich ohne weitere Umschweife gestehen, daß Doctor Pascal Vorsier von seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Beschäftigungen durchaus nicht in dem Maße in Anspruch genommen war, um für alles Andere verständnißlos zu werden. Die Wissenschaft erfüllte nur den geringeren Theil seines Ichs, vor einigen Jahren erst hatte er die Tochter eines höheren Beamten des Ministeriums des Innern geheiratet, den er in einer jener verzweifelten Krankheiten behandelte, deren tödtlicher

Ausgang durch die Heilkunst wohl verzögert, nicht aber abgewendet werden kann. So oft er in seiner Eigenschaft als behandelnder Arzt vorgesprochen, fand er am Lager des Kranken das bezaubernde, jugendfrische Kind, welches ihn traurig fragenden Blickes anschaute, während er die Verheerungen prüfte, welche das Leiden hervorrief. Der stumme Ausdruck der Augen schien zu gleicher Zeit seine Gedanken errathen und tiefen Herzensdank für seine Anstrengungen, den Vater den Krallen des Todes zu entreißen, offenbaren zu wollen. Gleich bei der ersten Begegnung hatte ihn die stille, einfache Demuth des jungen Mädchens gefesselt und dieser Eindruck verstärkte sich immer mehr, als er die Wahrnehmung machte, welch' gereifter Geist und kluges Verhalten, welch' gesunde Urtheilskraft und frommer, ergebener Herzensadel hier vereinigt waren, um Christiane Dumarais zu einer wahrhaft erhabenen und köstlich edlen Natur zu gestalten. Ohne lange zu zögern, hielt er um ihre Hand an, die ihm bereitwillig zugestanden wurde. Frau Dumarais war mit sehr bescheidenen Mitteln Witwe geblieben und hatte nur zwei Kinder: Christiane und einen älteren Sohn, der als ausgezeichneter Ingenieur bei ausländischen Eisenbahnunternehmungen beinahe ohne Unterlaß thätig war, so daß er nur in langen Zwischenpausen und auch dann nur für kurze Zeit bei seiner Familie vorsprechen konnte. So war sie denn herzlich erfreut darüber, daß sie einen in Paris wohnhaften Schwiegersohn bekam, wodurch sie nicht jener Einsamkeit anheimfallen konnte, die so oft das bedauerliche Theil der Eltern und zwar in einem Alter bildet, da sie am meisten darauf angewiesen sind, von der Liebe und Zärtlichkeit ihrer Kinder umgeben zu werden.

Seit dem Tage, da die Kirche den Bund der beiden jungen Leute gesegnet, erfreute sich Pascal eines vollkommenen, wolkenlosen Glückes. Sie waren seit vier Jahren verheiratet und er betete seine Frau an, als hätte er ihr gestern seine Liebe erklärt, denn so wie er sich sie in Ge-

danken vorgestellt, so erwies sie sich in Wahrheit und nichts deutete darauf hin, daß dies jemals anders werden könnte. Sie war ein einfaches Geschöpf, von Liebe und einer sich stets gleich bleibenden Zärtlichkeit für den Gatten erfüllt, dem sie stets eine gemüthliche anheimelnde Häuslichkeit zu bieten bestrebt war. Es erfüllte sie mit innerlichem Glück, wenn er in ihrer Nähe weilte; doch bekundete sie keinerlei Ungeduld oder Unmuth, wenn ihn seine ärztliche Thätigkeit vom Hause abwesend zu sein zwang. Inmitten einer sparsamen, strengen Umgebung aufgewachsen, hatte sie seit frühester Jugend keinerlei Zerstreuungen genossen und war demzufolge auch nicht mit dem Gedanken in die Ehe getreten, daß ihr diese ein amüsantes, abwechselungsreiches Leben schaffen müßte; sie fand volles Genügen an den spärlichen Zerstreuungen, welche ihr der Gatte zeitweilig bot und wünschte sich niemals eine häufigere Wiederholung derselben. Es bereitete ihr eine ganz besondere Freude, wenn sie an ihrem Tische ihre Mutter, die nächsten Anverwandten und einige gute Freunde ihres Gatten vereinigen konnte, wobei sie eine, alle Gäste bezaubernde Liebenswürdigkeit entfaltete.

Dies waren die Motive, welche Pascal anführte, um in seinen eigenen Augen dafür entschuldigt zu sein, daß Christiane auch als Ehegattin eine gleichförmige, wenig Abwechslung bietende Lebensweise führen mußte. Abgesehen hiervon war aber noch ein anderer und zwar sehr ernster Grund vorhanden, der ihn veranlaßt hatte, seine Häuslichkeit derart einzurichten. Christiane hatte ihre Jugend in einer engen, dumpfen Zwischenstockwohnung eines luft- und lichtlosen Hauses der Rue du Roger verbracht und neigte, wie er bald wahrgenommen, zur Blutarmuth, welche in Verbindung mit einem leichten Herzleiden einiges Bedenken gerechtfertigt erscheinen ließ. Allerdings ängstigte ihn dies nicht sonderlich, da er durch aufmerksame Pflege und Sorgfalt das Uebel beseitigen zu können hoffte. Thatsächlich war

schon bis jetzt eine nicht unbedeutende Besserung erzielt worden. Eine gleichmäßig ruhige, keinerlei Anstrengungen oder Aufregungen bietende Lebensweise war seiner Ansicht nach eine unentbehrliche Ergänzung der von ihm verfolgten Behandlung und in diesem Punkte hielt er mit unerbittlicher Energie an seinem Programme fest.

Da wir aber mit rückhaltsloser Offenheit sprechen wollen, müssen wir auch gestehen, daß der Doctor einen noch schwerer in die Wagschale fallenden Beweggrund für ein derartiges Vorgehen, als die bisher genannten, hatte. Er liebte seine Frau mit aller Gluth; doch so groß seine Liebe auch war, — größer noch war seine Eifersucht! Er war in einem geradezu sinnlosen Maße eifersüchtig, trotzdem er allen Grund hatte, es nicht zu sein. Er führte seine Frau nur selten in Gesellschaft; war dies aber doch einmal der Fall, so bereiteten ihm die Erfolge, welche ihre herrliche Schönheit erzielte, nicht nur keine Freude, sondern er litt sogar grausam unter denselben. Die Blicke der Bewunderung, die ihr von allen Seiten zu Theil wurden, erschienen ihm wie eine Beschimpfung, für die er meinte, Genugthuung fordern zu müssen; — dies war auch der Grund, weshalb er diesen „Schaustellungen," wie er es nannte, und die seine eheherrlichen Rechte zu beeinträchtigen schienen, stets ein möglichst rasches Ende zu bereiten bemüht war.

Allerdings war Frau Borsier eine Schönheit, welche das allgemeine Aufsehen, welches sie bei ihrem Erscheinen in einer Gesellschaft erregte, vollkommen rechtfertigte. Röthlichblond schimmerte ihr Haar, welches sie für gewöhnlich in einem einfachen, auf dem Scheitel sitzenden Knoten trug und welches aufgelöst ihre ganze Gestalt wie in einen goldenen Mantel hüllte. Ihre Gesichtshaut war von jenem, ein Privilegium der Rothhaarigen bildenden milchigen Weiß, welches von herrlicher Wirkung ist, wenn sein Glanz durch keinerlei Flecken gestört wird. Die beinahe über-

mäßig großen Augen mit den dunklen Augensternen und langen seidenweichen Wimpern, die zierlich gebildete Nase, deren leicht zurückgebogenen, feinen Flügel bei gewissen Beleuchtungen das zarte, rosenrothe Incarnat des Fleisches hervortreten ließen, der lieblich gewölbte Mund, dessen purpurne Lippen keinerlei Toilettekünsten kannten, das herrliche Oval des Antlitzes, dessen bescheidener, einfacher Ausdruck seinen Reiz noch mehr hervorhob, die bewunderungswürdige ebenmäßige Gestalt mit der vollen Büste, — all' dies bildete ein Ganzes, welches die abgöttische Verehrung Pascal's und gewissermaßen auch seine grenzenlose Eifersucht sehr wohl erklärlich machten.

Von diesen und ähnlichen Gedanken bewegt, beschleunigte Doctor Vorsier seinen Gang, um je früher wieder in seinem Heim und bei seiner Gattin zu sein. Diese hatte ihm versprochen, daß sie ihn am Kamin mit dem Buche in der Hand erwarten werde und schon sah er sie im Geiste in ihren Fauteuil zurückgelehnt und die geliebte Gestalt von einem Hauskleid aus granatfarbenem Sammt umhüllt, mit auf das Kamingitter gestützten Füßchen, lesend seiner harren. Es bereitete ihm stets eine hohe Freude, wenn er sich früher als erwartet, von seinen Geschäften losmachen und zur angenehmen Ueberraschung Christiane's unverhofft heimkehren konnte.

Auch heute Abend war dies der Fall. Er hatte sich um halb acht Uhr Abends nach Versailles begeben, um daselbst bei einem Schwerkranken einem ärztlichen Consilium beizuwohnen und seiner Frau gesagt, daß er schwerlich früher als mit dem letzten Zuge werde heimkehren können. Der Patient in Versailles aber war offenbar auf die Herren Doctoren nicht gut zu sprechen und verließ dieses irdische Jammerthal, noch bevor das Consilium stattgefunden, welches ihm offenbar nur geringes Vertrauen eingeflößt hatte. Doctor Vorsier sagte: „Der Mann hatte Geist!", schüttelte seinen Collegen die Hände und fuhr um

zehn Uhr nach Paris zurück, wo er fünfzehn Minuten vor elf Uhr anlangte. Als Freund eines kleinen Fußmarsches nahm er am Bahnhofe keinen Wagen, sondern begab sich auf des Schusters Rappen nach der Rue Lamennais.

In der Avenue Friedland angelangt, vernahm er, aus seinen Sinnen erwachend, das Rollen eines Fiakers, welcher in scharfem Trabe fahrend, ihn alsbald überholt hatte. Bald waren auch das gelbe Gehäuse des Wagens und der glänzend weiße Hut des Rosselenkers seinen Augen entschwunden, da das Fuhrwerk in enger Wendung um die Ecke der Rue Lamennais bog. Einige Minuten später befand sich Pascal selbst in dieser Straße und da sah er, daß der Fiaker gerade vor seinem Hause angehalten hatte. Der Kutscher, der vom Bocke gestiegen war, stand vor dem geöffneten Wagenschlag und schien mit einer sich im Innern des Fuhrwerks befindlichen Person zu sprechen. Da die Straße der vorgerückten Abendstunde wegen in tiefer Stille dalag, konnte Pascal jedes Wort des Kutschers deutlich vernehmen.

„Gnädige! Holla, Gnädige! Wir sind bereits an Ort und Stelle!“ — Und wie zu sich selbst sprechend: „Einen Schlaf hat sie wie 'ne Ratte — — Holla, Gnädige!“ begann er von Neuem; doch die Betreffende regte sich augenscheinlich nicht. „Das heiße ich einen gesunden Schlaf! Oder soll sie gar abgerutscht sein? Na, das wär 'ne nette Geschichte! Wo gibt's jetzt noch eine offene Apotheke?“

Der wackere Mann schien völlig rathlos zu sein.

„Was gibt es denn?“ fragte Pascal, der mittlerweile herangekommen war. „Ich bin Arzt.“

„Das trifft sich gut! Da in meinem Wagen sitzt eine Frau, die sich nicht rührt und nicht aussteigen will.“

Pascal bog sich mit dem Oberkörper in das Innere des Wagens und erblickte unbeweglich in die Kissen zurückgesunken, eine Frau, deren Gesicht ein dichter schwarzer Schleier verhüllte. Er erfaßte das Handgelenk derselben

und suchte mit geübten Fingern unter dem zugeknüpften Handschuh nach dem Puls. Derselbe stand still.

„Hm!“ bemerkte er, „das dürfte mehr als eine bloße Ohnmacht sein. Kutscher, bringen Sie eine Laterne herbei!“

Der Rosselenker kam der Aufforderung nach und bei dem schwachen Lichtschein, mit welchem die Laterne den Wagen erfüllte, konnte man sofort bemerken, daß die Insassin desselben noch jung sei und ein dunkelfarbenes Kleid, sowie einen ebensolchen langen Mantel trug.

Auf den Tritt steigend, schlug Doctor Pascal den das Gesicht der jungen Frau verhüllenden Schleier zurück, um im nächsten Moment mit einem Aufschrei des Entsetzens zurückzuweichen: dabei zitterte er am ganzen Leibe und vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten. Die leblose Person, welche seiner ärztlichen Hilfe so dringend zu benöthigen schien und deren Züge von dem Scheine der Wagenlaterne matt erhellt wurden, — war seine eigene Frau!

Gleich einem Dolchstoß zuckte ein brennender Schmerz durch seine Brust: da lag Christiane sterbend, vielleicht sogar schon todt vor ihm! Noch dazu in einem Lohnfuhrwerke und zu dieser Stunde! Blitzgleich schoß ein fürchterlicher Argwohn durch seinen Geist. Doch hier mußte gehandelt werden und mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft sagte er zu dem Kutscher gewendet:

„Rufen Sie den Thorwart dieses Hauses!“

Dabei zog er ein mit kräftiger Essenz gefülltes Fläschchen aus der Tasche und hielt es der Ohnmächtigen unter die Nase. Inzwischen kam auch der Thorwart herbei, der seinen Rock an der Brust vorne fest zusammenzog, da eine grimmige Kälte herrschte.

„Pierre,“ keuchte der Doctor; „meine Frau ist im Wagen ohnmächtig geworden; helfen Sie mir, ich will sie herausheben.“

„Hoffentlich ist's doch nicht schlimm, Herr Doctor?“

„Ich hoffe es auch... Sie steigen bei der anderen Thür in den Wagen... Nehmen Sie sie in beide Arme... Jetzt reichen Sie sie mit dem Kopfe voran heraus... Nur sachte... Sie können loslassen, denn ich halte sie..."

Doctor Vorsier drückte den noch warmen, geschmeidigen Körper der jungen Frau an sich, wobei deren Kopf halt und kraftlos herabhing. Im höchsten Grade erregt und trotzdem festen Schrittes wandte sich Pascal mit seiner Bürde dem Hausthore zu, — galt es doch, Christiane dem Tode zu entreißen. Kaum hatte er indessen einige Schritte zurückgelegt, als ihn der Kutscher einholte und fragte:

„Kann ich fortfahren, mein Herr?"

„Warten Sie noch; ich werde Ihrer benöthigen."

Vorsichtig schritt der Doctor die zu seiner im ersten Stock gelegenen Wohnung führende Treppe hinan. Der voraneilende Thorwart klingelte und die Thür wurde von der mit einer brennenden Kerze erscheinenden Kammerzofe geöffnet, die bei dem sich ihr darbietenden Schauspiele einen Schreckensschrei ausstieß:

„Du lieber Gott, was ist denn geschehen?"

„Machen Sie keinen Lärm, sondern leuchten Sie uns mit der Kerze in das Zimmer meiner Frau voraus, wo Sie mir sie entkleiden helfen werden."

In dem Zimmer angelangt, ließ er die noch immer bewußtlose junge Frau auf das Bett gleiten. Ein langsames Feuer brannte in dem Kamin des von einer angenehmen Wärme erfüllten Raumes. Auf dem neben dem Bette stehenden Nachtkästchen stand eine mit einem rosenrothen Lichtschutz versehene Lampe, deren gedämpfter Schein auf den unteren Theil der Doppelkissen, auf die mit zwei großen verschlungenen Buchstaben gezierte Decke, sowie auf die blauseidenen Pantöffelchen fiel. Auf einem Armsessel vor dem Ruhelager hing das Nachtgewand, ein flockiges schneeweißes Gespinnst von Battist und Spitzen.

„Bin ich hier noch nöthig, Herr Doctor?“ fragte der Portier, vor der Thür stehen bleibend.

„Gewiß; wecken Sie meinen Kammerdiener Justin, damit er in der Küche Feuer macht und Eisen hitzt. Sodann fahren Sie in dem Wagen, der unten steht, zum Doctor Andret, Rue d'Astory 27, und bitten Sie ihn, er möge unverzüglich hierherkommen, da ich seiner dringend bedarf.“

„Soll geschehen, Herr Doctor.“

Gleich darauf vernahm man das Rollen des Wagens auf dem Straßenpflaster.

Es war aber keine Zeit mehr zu verlieren und an das Bett tretend, betrachtete Vorsier die Leblose, deren Gesicht er bisher kaum gesehen und da blieb er gleichsam erstarrt stehen. Die Farbe des Antlitzes glich dem des Wachses, die Nasenflügel waren eingesunken, die Lippen blau angelaufen, während die von einem breiten Rand umgebenen Augen weit offen standen und gläsern schimmerten.

„Die Augen der gnädigen Frau haben einen schrecklichen Blick!“ flüsterte die Zofe.

Nachdem Pascal unterhalb der linken Brust die Hand auf den bloßen Körper der Ohnmächtigen gelegt hatte, überzeugte er sich, daß das Herz nicht mehr pochte. „Rasch, vor allem müssen wir sie entkleiden!“ bedeutete er die Dienerin und half ihr Christiane den Mantel und das Kleid abzunehmen. Das Weitere überließ er ihr und in sein Cabinet eilend, kehrte er gleich darauf mit den Werkzeugen und Ingredienzien zurück, deren er bedurfte.

Dies war der Beginn eines erbitterten, verzweifelten Kampfes, in welchem sich seine Energie bis zur Wildheit steigerte. Alle Hilfsmittel, deren Gebrauch die Wissenschaft in solchen Fällen vorschreibt, Ammoniak-Einspritzungen, Reibungen mit Essig an den Schläfen und in der Herzgegend, Tropfen brennenden Siegellacks auf die Fußsohlen, — alles wurde versucht und unermüdlich zehnmal von

neuem begonnen. Mittelst eines stählernen Instrumentes brach er ihr die zusammengebissenen Zähne auseinander, um ihr tropfenweise einen ganzen Löffel Branntwein einzuflößen. Aber alle Anstrengungen erwiesen sich als vergeblich; er vermochte dem starren Körper kein Lebenszeichen zu entreißen und da er den Kampf desungeachtet nicht verloren geben wollte, zerbrach er sich den Kopf über noch anzuwendende Mittel.

Einer plötzlichen Eingebung Folge leistend, drückte er die Lippen auf den geliebten Mund, dessen Kälte ihm das Mark in den Knochen erstarren machte und als wollte er mit seinem Todeskusse sein Leben in diesen Körper übertragen, blies er demselben mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft Luft in die Lunge, während er zu gleicher Zeit durch Drücken und Pressen die Athmungsorgane zu neuerlichem Functioniren anzuregen suchte. Er wollte den Erfolg dieses leichten Experimentes prüfen und einen kleinen Handspiegel ergreifend, hielt er denselben Christiane vor den Mund. Doch keine Spur eines Hauches war auf der glänzenden Fläche zu erspähen. Es war zu Ende; seine heißgeliebte Gattin war todt, — todt. Erschöpft, verzweifelt ließ er sich am Fußende des Bettes in einen Sessel gleiten.

Fast gleichzeitig vernahm man erneuertes Wagenrollen, welches vor dem Hausthore anhielt und gleich darauf trat Doctor Andret in das Zimmer. Doctor Andret war Doyen an der Pariser medicinischen Facultät, ein praktischer Arzt von großer Erfahrung, der den um Vieles jüngeren Doctor Pascal Borsier zu Beginn seiner Laufbahn mit Rath und That unterstützt hatte, wofür ihm dieser aufrichtige Verehrung und Liebe widmete.

Da ihm der Hausmeister die Sachlage geschildert hatte, reichte er Pascal schweigend die Hand, während dieser mit verzagter Geberde und tieftraurigem Blick nach dem Lager deutete.

Auf den leblos daliegenden Körper zutretend, ließ

Doctor Andret nach kurzer Untersuchung verzagt die Arme sinken. Darauf zündete er eine Kerze an und bewegte dieselbe wiederholt hastig an den Augen der jungen Frau hin und her, auf und nieder; doch als sich kein Zucken der Pupillen bemerkbar machte, stellte er die Kerze an ihren Platz, kehrte zu dem Bette zurück und drückte die Lider der Todten nieder, während ihm Pascal in kurzen Worten mittheilte, welche Versuche er selbst bisher gemacht.

„Ich selbst habe bereits Fällen von Lethargie beigewohnt," erwiderte Doctor Andret nach einigem Nachdenken, „welche sich in nichts vom thatsächlich eingetretenen Tode unterschieden." Und wieder eine Weile später fügte er hinzu: „Haben Sie auch Einschnitte in die Fußsohlen zu machen versucht?"

„Nein," gab Pascal dumpf erbebend zur Antwort, wobei er an das Bett trat und zwei allerliebste Füße enthüllte, die weiß waren wie Marmor und ebenso kalt. Darauf entnahm er einem Etui, welches er aus der Tasche zog, ein haarscharfes Messer; doch mangelte es ihm an Muth, die angedeuteten Einschnitte zu machen und indem er das Instrument verzweifelt aus der Hand gleiten ließ, brach er in Thränen aus, wie ein Kind.

„Mein armer Freund," sprach der alte Arzt mit bewegter Stimme; „es wäre ja auch ganz unnütz, denn ich glaube, daß sich die Leichenstarre bereits geltend zu machen beginnt und die ist ja eines der untrüglichsten Anzeichen des Todes. Diesem Symptome gegenüber und angesichts der Thatsache, daß sich alle Mittel als vergeblich erwiesen, müssen wir wohl jeglicher Hoffnung entsagen. Welches ist Ihrer Ansicht nach die Ursache dieses betrübenden und unerwarteten Todesfalles?"

„Christiane hatte starke Anlagen zur Anämie," antwortete Pascal bebenden Tones; „und dies mußte meiner Ueberzeugung nach auch die Veranlassung gewisser Unregelmäßigkeiten in der Herzthätigkeit sein, welche ich schon in

der ersten Zeit unserer Ehe zu constatiren Gelegenheit hatte. Durch eine entsprechende Behandlung glaubte ich des Leidens Herr werden zu können und sehe mich jetzt zu meinem bittersten Leidwesen enttäuscht. Was nun diesen völlig unerwarteten Ausgang selbst betrifft, so kann ich darüber nur Vermuthungen aufstellen. Möglicherweise hat der plötzliche Uebergang aus einem heißen Zimmer in die eiskalte Nachtluft eine Blutstockung und diese den Tod herbeigeführt, oder meine arme Frau ist einer jener schrecklichen Stockungen in der Function des Herzens erlegen, welche die Wissenschaft weder voraussehen, noch beseitigen kann."

„Der Anschein spricht am meisten für die letztere Vermuthung. Ich fühle aus tiefstem Herzen mit Ihnen, mein armer Freund, denn Sie haben allen Grund, die herrlichen Eigenschaften und die seltene Schönheit der Verstorbenen zu beweinen. Leider muß ich jetzt gehen; doch werden Sie nichts dagegen haben, wenn ich morgen von neuem vorspreche, um Ihnen bei den traurigen Formalitäten zur Seite zu stehen, die Sie nun erfüllen müssen."

„Besten Dank, verehrter Meister; ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an," erwiderte Borsier, den Händedruck des Anderen erwidernd.

Vor dem regungslosen Körper Christiane's allein geblieben, wurde er sich erst der vollen Größe seines Unglücks bewußt. Er konnte sich der fürchterlichen Wahrheit nicht länger verschließen: sie war für ihn verloren, für immer, ohne daß er zugegen gewesen, als sie den letzten Athemzug gethan — doch wo hatte sie das Uebel befallen? — Wäre er bei ihr gewesen, als sich die ersten Anzeichen desselben geltend machten, so hätte er vielleicht durch sofortige entsprechende Maßregeln — — Wo, wann hatte sie das tückische Leiden beschlichen? — Und diese Frage gab seinen Gedanken eine neue Richtung. — Zweifellos hatte sie sich in diesem Fiaker befunden. — Was that sie da? Woher kam sie? Und der Verdacht, der sich seiner bemächtigt hatte, als er in

der Insassin des Wagens seine Frau erkannt hatte, erfaßte ihn von Neuem. — Sie hatte ihm versprochen, daß sie ihn lesend am Kamine erwarten werde. — Und da ging sie nun aus, um wenige Minuten vor der Zeit, für die er seine Ankunft angekündigt, heimzukehren! Welch' ein Geheimniß verbarg sich dahinter? Nicht vielleicht irgend ein schmählicher, schimpflicher Verrath? Und eine Welt der fürchterlichsten Gedanken drängte sich ihm auf; eine wilde, brutale Eifersucht schlug ihm die Krallen ins Herz.

Er ging in seinem verwirrten Geiste mit sich zu Rathe und fragte sich, ob der Tod der Angebeteten nicht vielleicht ein weniger grausamer Schmerz für ihn sei, als die Umstände, unter welchen dieser Tod erfolgte, als die schändliche Treulosigkeit, deren er sie beschuldigte und die seiner Ansicht nach, ihre wohlverdiente Strafe in diesem schrecklichen Ende gefunden. Dann wieder schämte er sich der Leichtigkeit, mit welcher sich seine wilde Eifersucht solcherlei Voraussetzungen fügte. — Diesem Ausgange lag möglicherweise eine sehr unschuldige Veranlassung zu Grunde und derselbe wird sich vielleicht auf die einfachste und natürlichste Weise erklären lassen. — Uebrigens wird er nachforschen, suchen, seine Leute verhören und alsbald wissen, woran er ist.

In diesem Augenblick wurde leise an die Thür geklopft und die Stimme des Kammerdieners ließ sich von draußen vernehmen:

„Der Fiakerkutscher läßt den gnädigen Herrn fragen, ob Sie seiner noch bedürfen oder ob er nach Hause fahren könne?"

„Sagen Sie ihm, er möge heraufkommen und führen Sie ihn in den Salon. Darauf gehen Sie wieder hinunter und geben auf das Pferd Acht."

Ein wenig befangen trat der Kutscher mit seinem glänzenden Hut und dem langen grauen Mantel in den Salon, in welchem ihn der Doctor erwartete. Das von

einer einzelnen Kerze nur ungenügend erhellte große Gemach hatte ein trauriges Aussehen.

„Beantworten Sie meine Fragen offen und rückhaltslos,“ begann Pascal kurz. „Wo hat die Dame Sie aufgenommen?“

„Auf dem Boulevard Haußmann, vor dem Printemps.“

„Um wieviel Uhr?“

„Es dürfte nahe an elf Uhr gewesen sein.“

„War sie allein oder von jemandem begleitet?“

„Sie war von einem Herrn begleitet, der mich auch im Vorbeifahren angehalten hat.“

Eine tödtliche Angst bemächtigte sich Pascals; seine Lippen wurden trocken wie Stroh.

„Wie sah er aus? Haben Sie sein Gesicht sehen können?“

„Das nicht. Er hatte den Kragen seines Winterrockes emporgeschlagen und der Schatten, den das Mondlicht warf, verbarg ihm Stirne und Augen unter dem Hutrande. Auch dachte ich gar nicht daran, ihn mir anzusehen. — Ich weiß nur das eine, daß er ziemlich groß war.“

„Wissen Sie nicht, wie sie von einander schieden?“

„Das weiß ich schon besser! Sie schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn. Und zwar, daß es schallte! Ich sagte mir sogar: Donnerwetter, die Kleine läßt sich nicht bitten.“

„Gut, gut,“ sagte Pascal pfeifenden Tones und preßte die Fäuste zusammen, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen. „Da haben Sie zwei Louis für Ihre Mühe und wenn man Sie fragen sollte, so erinnern Sie sich, daß wir, die Dame und ich, zu gleicher Zeit eingestiegen sind.“

„Verstehe. — Bin stumm wie das Grab.“

„Ich werde Ihrer vielleicht noch bedürfen. Welche Nummer haben Sie?“

„6322.“

„Und wie heißen Sie?“

„Ich heiße Anton und mein Roß heißt Poucette, wenn der gnädige Herr auch das wissen will," sagte der Mann derb auflachend, doch sofort wieder verstummend, als niemand in sein Lachen miteinstimmte. „Entschuldigen Sie," fügte er ein wenig unbehaglich hinzu. Pascal winkte ihm, er könne gehen und der Kutscher verließ mit einer linkischen Verbeugung den Salon, sehr zufrieden mit dem unverhofften Ergebniß seines Abends.

„Nun kommt die Zofe an die Reihe," sagte sich Pascal mit verzerrtem Gesicht, trotz seines Bemühens, ruhig zu erscheinen. „Was wird nun sie mir zu berichten haben?" Und nachdem er sie hereingerufen, trat er in das Zimmer zurück.

„Könnten Sie mir nicht sagen, Julie," hub er an, „aus welchem Grunde meine Frau, die heute Abend nicht mehr ausgehen wollte, ihre Absicht geändert hat?"

„Gnädiger Herr waren kaum eine Viertelstunde fort, als ein Dienstmann für Madame einen Brief abgab. Nachdem sie denselben gelesen, verlangte sie Hut und Mantel von mir und ließ durch Justin einen Wagen holen."

„Sagte sie Ihnen nicht, wohin sie fahre?"

„Doch; zu Frau Dumarais sagte sie."

„Glauben Sie, daß ihre Mutter sich vielleicht schlechter fühlte und sie darum holen ließ?"

„Das weiß ich nicht, gnädiger Herr; glaube es aber nicht, denn Madame schien sehr heiter, nachdem sie den Brief gelesen."

„Wissen Sie nicht, was aus diesem Briefe geworden ist?"

„Ich sah, wie ihn Madame in's Feuer warf."

Pascal blickte nach dem Kamin. In der That gewahrte er daselbst vorne beim Rost ein geschwärztes, halb verkohltes Stück Papier, welches in dem Luftzuge des Heizraumes leise zitterte. Das war offenbar der Schlüssel des Geheimnisses. — Was hätte er dafür gegeben, wenn er die

sich auf dem Papierstückchen befindenden Buchstaben zu entziffern im Stande gewesen wäre!

„Haben Sie die Handschrift der Adresse erkannt?“ fragte er, indem er dem Blicke der Zofe auszuweichen suchte.

„Das hätte ich niemals gewagt, gnädiger Herr,“ erwiderte diese und nahm eine beleidigte Miene an. „Ueberdies wäre es gar nicht möglich gewesen, da Madame dem Dienstmann den Brief selbst abgenommen hat.“ — Und gleichsam eine unausgesprochene Frage ihres Gebieters beantwortend, fügte die Kammerdienerin hinzu: „Justin hat gehört, wie Madame dem Kutscher des Miethwagens die Adresse Rue du Rocher angab.“

Ja, so war es. Sie war vor allem zu ihrer Mutter gefahren. Frauen, die einen Fehltritt begehen, verabsäumen derartige Vorsichtsmaßregeln nicht. Doch hatte sie dieselbe eine Stunde später verlassen und war zu dem Stelldichein geeilt, welches man soeben mit ihr vereinbart. Konnte es eine andere Erklärung für diese beinahe um Mitternacht erfolgte Heimkehr geben, nachdem Frau Dumarais, die seit einiger Zeit sehr leidend war, spätestens um neun Uhr zu Bette ging?

Und der Wagen, den sie an der Ecke der Rue Tronchet, so weit von der Rue Du Rocher entfernt, genommen? Und vor Allem dieser Mann, den sie schamlos auf offener Straße küßte und umarmte? Was benöthigte es denn noch mehr? Wollte er denn noch immer zweifeln? Wollte er etwa die Zahl jener einfältigen, vertrauensseligen Gatten vermehren helfen, die an ihre Entehrung nicht glauben, selbst wenn sie die Beweise mit den Händen greifen können? Und voll Zornes blickte er die Todte an und die Lust wandelte ihn an, derselben zuzurufen: „Sage es doch, sofern Du unschuldig bist! So sprich doch!“

Und dabei neigte er sich über sie, als wollte er in diesem regungslosen Antlitz lesen und demselben sein Ge-

heimniß entreißen. Plötzlich blieb sein Blick regungslos an ihr haften. Er meinte da etwas zu sehen, was ihm unerklärlich war, wofür er kein Verständniß hatte: schwarze Kreidestriche in den äußeren Augenwinkeln und an den Rändern der Lider jenes sorgsam vertheilte und abgestufte Braun, alle jene Kunstgriffe, deren sich die Damen vom Theater bedienen, um das Auge scheinbar zu vergrößern und dem Blicke desselben Tiefe und einen weichen, sammtenen Glanz zu verleihen. Er tauchte eine Ecke seines Taschentuches in Wasser und rieb damit die Augenwinkel und Lider; — als er das Tuch darauf besah, war es ganz schwarz geworden. Die Sache wurde immer räthselhafter und als er sich nun noch näher neigte, gewahrte er in dem wirren, halb aufgelösten Haar der Todten an einzelnen Stellen glänzend schimmernde Punkte und sah nunmehr, daß der Scheitel mit Perlenschnüren und Goldmünzen geschmückt war, die in dem dichten Haargelock beinahe ganz verschwanden.

Was bedeutete diese Fastnachtskomödie? Woher kam diese geschminkte Frau? Durch welch' schamloses Costüm wurde dieser Kopfschmuck ergänzt, zu dessen Entfernung sie keine Zeit mehr gehabt? Und von selbst stieg die ganze Scene vor seinem geistigen Auge auf. Dieses Weib, welches in seinem Herzen so hoch gestanden, sah er in irgend einem, in orientalischem Geschmack eingerichteten Boudoir in den Armen eines anderen Mannes. Er vermochte vor Wuth und Ekel nicht mehr an sich zu halten.

„Ah, die Elende!“ schrie er und hob die beiden Arme mit geballten Fäusten empor, als hätte er den Leichnam zermalmen wollen.

Die Zofe wich entsetzt zurück. Er winkte, sie möge hinausgehen und er blieb allein.

Beide Hände vor das Gesicht schlagend, ließ er sich wie gebrochen in einen Lehnstuhl gleiten, unfähig, ruhig zu denken, einen klaren Gedanken zu fassen. Es war zu schrecklich:

er hatte in wenigen Augenblicken nicht nur das angebetete Weib, sondern auch das Recht für immer verloren, das Andenken desselben zu ehren; dies war ein Schlag, der die abgehärtetste Seele zu vernichten im Stande war. Täuschte er sich aber nicht? war all' dies nicht blos ein Traum? Doch ein Blick auf das Bett, auf welchem die Unglückliche regungslos lag, überzeugte ihn von der fürchterlichen Wahrheit! Was nutzten ihm seine Arbeiten, sein Ruhm, was seine Reichthümer und wissenschaftlichen Experimente? Er war verlassen, öde und einsam würden ihn seine Räume anstarren, das geliebte Wesen wird für immer aus denselben verschwunden sein. — Und dabei konnte er das Vergehen der Pflichtvergessenen gar nicht ahnden und er fühlte doch, daß die Rache seinem gepeinigten Herzen einige Erleichterung bringen würde. —

Hatte der Tod aber die Schuldige der wohlverdienten Strafe entzogen, so war zumindest ihr Sündengenosse geblieben und dieser sollte für Beide büßen.. Doch mußte vor Allem in Erfahrung gebracht werden, wer dieser ihr Mitschuldiger war. Und er wird es in Erfahrung bringen! Er wird den Fiakerkutscher noch einmal in's Gebet nehmen und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er gar nichts vernehmen würde, was ihm als Fingerzeig dienen könnte. Vielleicht auch wird ihn seine Schwiegermutter unbewußt auf die richtige Spur bringen. Ferner wird er sämmtliche Schrankfächer durchwühlen und möglicherweise auf Briefe, zumindest vielleicht auf ein Billet, auf einen Namen stoßen.. Ach, nichts weiter als einen Namen!.. Einen Arm wollte er hingeben, nur um diesen Namen kennen zu lernen...

Und ohne Zeit zu verlieren, zündete er die Kerzen in den Armleuchtern an, so daß das Gemach ganz erhellt war, worauf er mit brennendem Auge und fiebernden Händen seine Nachforschungen begann.

Vor Allem begab er sich zu dem kleinen Schreibtische,

an welchem sie ihren Briefwechsel zu besorgen pflegte. Derselbe war ein schönes modernes Stück aus Ebenholz und mit incrustirten Elfenbeinarabesken im Renaissancegeschmack verziert. Der untere Theil ruhte auf acht gewundenen kleinen Säulen und enthielt ein einziges großes Fach, welches als eigentliches Schreibpult diente, während der obere Theil aus einer Anzahl kleiner Fächer bestand, welche durch eine aus zwei Flügeln bestehende, verschließbare Thür maskirt wurden. Das Möbelstück war ihm wohlvertraut, da er es Christiane am Tage der Unterzeichnung des Ehevertrages an der Stelle des gebräuchlichen Brautkorbes verehrt hatte.

....Wie durch Zauberei sah er diesen Schreibtisch ebenso wieder vor sich, wie er an jenem Abend gewesen, vollgepfropft mit zahllosen Dingen, die eigentlich gar keinen Zweck besaßen und die er in den elegantesten Kaufläden erstanden hatte, um seine Braut damit zu erfreuen. In dem großen Mittelfach waren die Spitzen verwahrt: herrliche Points d'Alençon, Valenciennes, eine wunderbare Garnitur venetianischer Spitzen, die er von einer Reise in Italien mitgebracht. Daneben ruhten in ihren mit weißer Seide ausgeschlagenen Behältern die Fächer: der eine derselben, der wie man versicherte, ehemals Frau von Montespan gehört, war mit Perlmutter in unendlich zarter Ausführung montirt und stellte in überaus kunstvoller Malerei Renaud in den Gärten der Armida vor; ein zweiter enthielt ein reizendes Aquarell von Geloir und saß auf grünem Elfenbein, während der dritte aus weißen Federn bestand und die hellgelbe Schildpatteinfassung das in Brillanten ausgeführte Monogramm Christiane's zeigte. In demselben Fache befand sich auch der Sonnenschirm aus weißen Spitzen, dessen Griff einen Knauf aus altem kostbaren Porzellan trug.

In den oberen Fächern befanden sich die für Gesellschaften bestimmten Armbänder, Goldreifen mit Tigeraugen oder Smaragden geschmückt, Glücksreifchen in allen Formen,

dünne Kettchen mit Medaillons und zahllosen kleinen Anhängseln; daneben in blauen Sammtbehältern Brillantsterne, die je nach Gutdünken als Diadem oder Halsband dienen konnten. Weiterhin eine Menge anderer Gegenstände: in kleinen Goldrahmen die Miniaturbilder ihrer Eltern, Geldbörsen, Visitkarten, Briefpapier mit ihrem Monogramm, Schreibutensilien aus Elfenbein und Schildpatt, in einer seidenen Börse fünfzig Louis als erstes Stecknadelgeld, eine kleine Uhr im Geschmacke der Zeit Ludwigs XV. mit färbigen Edelsteinen geschmückt, eine zweite für die Reise in schwarzem Holzgehäuse und mit ihrem Namenszug in getriebenem Silber...

In wenigen Secunden umfaßten seine Gedanken all' diese Dinge. Er sah auch das sanft bewegte Antlitz Christiane's wieder vor sich, den rührenden Ausdruck der Dankbarkeit, mit welcher sie diese hochherzigen Geschenke entgegennahm, welche so weit Alles überstiegen, was sie in ihren kühnsten Mädchenträumen jemals zu erhoffen gewagt. Und als wäre es gestern gewesen, vernahm er die kaum verständlichen, in zitterndem Tone gesprochenen Worte, die sie an ihn richtete, um ihm zu danken, sah er die dankerfüllt zu ihm erhobenen Augen, die kleine Hand, die sie ihm reichte und die er in der seinigen behielt, nachdem er dieselbe erst an seine Lippen gezogen...

Doch um all' dies handelte es sich jetzt nicht und diese Erinnerungen hatten den Moment wahrlich übel gewählt, um sich seinem Geiste aufzudrängen. Er tritt zu dem Schreibtische hin; die Schlüssel stecken überall im Schloß. Doch das beweist nichts. Wenn man sich in auffallender Weise den Anschein gibt, als hätte man nichts zu verbergen, so ist dies wie jedermann weiß, das beste Mittel, um keinen Argwohn zu erwecken. Er reißt das große Fach auf und durchstöbert es hastig nach allen Richtungen. Eine Schreibmappe liegt zu oberst. Er durchsucht sämmtliche Abtheilungen derselben, wendet jedes Blatt um, schüttelt das Ganze,

um zu sehen, ob nicht ein Billet herausfallen würde und sucht die auf dem Löschpapier zurückgebliebenen Schriftzüge zu entziffern, indem er dieselben vor den Spiegel hält und einzelne Worte zusammenzustellen trachtet.. Doch ist auch hier nichts Verdächtiges zu erblicken.

Jetzt fallen ihm einige Notizbücher in die Hände. Er schlägt dieselben auf: eines enthält das Verzeichniß der Empfangstage und Adressen ihrer Bekanntschaft, ein zweites ist ausschließlich den Lieferanten gewidmet. Ferner sind Rechnungsbücher für die Haushaltung vorhanden. Er durchblättert alle, denn zwischen den einzelnen Blättern könnte ein verrätherisches Billet verborgen sein.

Er findet nichts was seinen Argwohn nur im Entferntesten bestätigen könnte, wohl aber constatirt er, daß seine Frau in all' diesen Dingen die größte Ordnung gehalten und welch' werthvolle und sparsame Hausfrau er an ihr gehabt . . Er erinnert sich, daß sie thatsächlich sowohl im Haushalt, als auch in ihren Toilettebedürfnissen stets sich innerhalb der von ihm gezogenen Grenzen gehalten und niemals mit der Bitte um eine Erhöhung des Budgets vor ihm erschienen sei . .

Heft thürmt sich auf Heft und ein Notizbuch auf das andere, so daß er das Fach nicht wieder zuschieben kann und den ganzen Haufen ungeduldig zur Erde wirft, worauf die oberen Fächer an die Reihe kommen.

Hier stößt er vor Allem auf die Rechnungen der Lieferanten, sorgfältig zu kleinen Bündeln vereinigt, deren jedes einen Monat umschließt.

Mit fieberhaft erregter Hand reißt er den haltenden Bindfaden ab, durchfliegt hastigen Blickes alle die blauen, weißen und gelben Papiere und wirft darauf Alles zur Erde. Er hat jetzt keine Zeit, den Plunder wieder in Ordnung zu bringen. In einer andern Abtheilung stößt er endlich auf Briefe; doch erkennt er sofort die Handschrift. Es sind die Briefe, die ihr Vater an sie richtete, so lange

sie noch im Kloster war. Sie hat dieselben sorgfältig verwahrt und neben ihnen befindet sich ein Medaillon aus schwarzem Holz, welches eine Locke weißen Haares enthält, die sie vom Kopfe des Greises geschnitten, als man ihn in den Sarg legte . . Noch ein anderes Fach ist mit Papieren jeder Größe und Farbe gefüllt.

Diese sind einer näheren Prüfung wohl werth. Er übergeht keines der Papiere, entfaltet ein jedes, um es mit den Augen zu durchfliegen. Wieder ist er enttäuscht, denn es sind blos die Briefe einiger Jugendfreundinnen, mit denen man von Zeit zu Zeit einen Brief wechselt, da man sich nicht mehr wie früher besucht. Der Inhalt all' dieser Briefe ist sehr harmlos und beschäftigt sich hauptsächlich mit den Erinnerungen an das Kloster, wo man mit einander erzogen worden, ebenso der Inhalt jener Briefe, die sie von armen, hilfsbedürftigen Personen empfing, welchen sie regelmäßige Unterstützungen angedeihen ließ. Denn sie hatte ein gutes Herz und übte zahlreiche Wohlthaten aus, das wußte er. Wie konnte in einem solchen Wesen so viel Verderbtheit verborgen sein? Dann kamen Einladungen zu Bällen, noch andere zu Diners, denen zumeist keine Folge geleistet wurde; Aufforderungen zur Theilnahme an wohlthätigen Unternehmungen . .

Doch all' das ist es nicht, was er sucht, sagt er sich und schleuderte die Papiere wüthend in den Schreibtisch zurück . . Doch endlich, Triumph!

In einem anderen Fache, zwischen zwei wohlriechenden Säckchen geborgen, entdeckt er ein Päckchen Briefe, die sorgfältig mit blauen Bändern umwunden sind . . Die Briefe des Elenden! und ein beinahe heiteres Lächeln spielt um seine verzerrten Lippen. Nun wird er seine Rache genießen. Seine Hände zittern, während sie die Bänder herabreißen . . Doch nein!

Wieder eine Enttäuschung! Er erkennt seine eigene Handschrift.

Vor mehr als Jahresfrist hatte ihn die Regierung mit einer wissenschaftlichen Mission in Syrien betraut. Es handelte sich darum, an Ort und Stelle eine Cholera-Epidemie zu studiren, die einen ganz besonders gefährlichen Charakter gehabt. Seine Abwesenheit hatte zwei Monate gewährt und während dieser Zeit hatte Christiane, die von Unruhe verzehrt wurde und doch mit keinem Worte den Gatten von der Annahme der gefährlichen Mission zurückzuhalten versuchte, ihm täglich geschrieben. Mit jeder Post erhielt der Doctor mehrere Briefe von ihr.

Was that er mit diesen Briefen, in die seine arme Frau ihre ganze Seele gelegt? Er hatte sie anfänglich aufbewahrt, später verstreut oder gar vernichtet — er wußte es selbst nicht mehr. Sie dagegen hatte die seinigen sorgfältig aufbewahrt, die er ihr in unregelmäßigen Zwischenräumen geschrieben, wenn er gerade Zeit dazu gehabt; jetzt fand er sie dem Datum entsprechend geordnet, vollzählig vor. An den Brüchen und Falten konnte man erkennen, daß diese Briefe wieder und immer wieder gelesen worden, als hätte dies die Trauer ob seiner Abwesenheit vermindert . . Ei was, dies bewies nur, daß sie ihm damals vielleicht noch treu gewesen; weiter nichts. . .

Zornig wirft er die Briefe zu den übrigen Papieren, die bereits auf der Erde liegen. Daneben, in demselben Fache entdeckt er eine ganze Reihe von Briefhüllen, deren jede mit einem Datum versehen ist und eine getrocknete Blume enthält. Sollte er endlich eine Spur gefunden haben? Auf dem ersten Briefumschlag, auf dem am vergilbtest aussehenden, liest er: 26. Jänner 1879. . .

Dies war der Tag, an welchem er die Erlaubniß erhalten, Christiane den Hof zu machen, was er mit dem Spenden des ersten Blumenstraußes eingeleitet. Er sieht ihn noch vor sich, diesen dicken Strauß von weißen Hollunderblüthen und Theerosen, das Ganze von einer Düte aus japanischem Papier zusammengehalten. Sie hatte dem

Bouquet eine Rosenknospe entnommen und bei Seite gelegt; dasselbe Verfahren beobachtete sie bei allen folgenden Bouquets, die er ihr seither zu ihren Geburtstagen und den Jahreswenden ihres Hochzeitsfestes dargebracht.

Jedem derselben entnahm sie eine Nelke, eine Heliotrope, ein Veilchen, eine Azalee oder das sammtne Blatt einer Kamelie.

Da liegen sie nun, diese armen verdorrten Blumen in ihren papierenen Särgen; da liegen sie verblüht, vergilbt, todt, gleich ihr, die sie sorgfältig gesammelt hatte; todt wie die Liebe, die sie gespendet in nunmehr längst entschwundener seliger Zeit.

Wahrlich, es hat den Anschein, als würde sich alles vereinigen, um ihn zu rühren. Das ist doch zuviel! Er erfaßt die Briefhüllen mit beiden Händen und schleudert sie wüthend in den Kamin.

Einige davon fallen auf die halb erloschene Kohlengluth. Ein gelber Fleck zeichnet sich auf dem Papier ab, welcher allmälig braun wird und sich endlich in ein rundes Loch verwandelt, dessen Rand von einem immer mehr zurückweichenden rothglühenden Streifen gebildet wird.

Seine Nachforschungen waren bisher erfolglos geblieben. Trotzdem betreibt er dieselben unverdrossen weiter, setzt sein Suchen in der Commode, dann im Spiegelschranke fort. Doch nirgends ist etwas zu finden: Strümpfe, Handschuhe, Sacktücher, alles mit größter Genauigkeit geordnet und während er Alles mit schonungsloser Hand auseinander zerrt, strömt ihm von allen Seiten der Geruch von Heliotropen, ihrem Lieblingsparfum, entgegen. Im untersten Fache des Glasspindes stößt er endlich auf einen Fund, dessen er sich nicht versehen, auf den er auch im Traume nicht gedacht; derselbe besteht aus einer Menge winziger Jäckchen, Höschen, Hemdchen und Häubchen: eine beinahe complete Ausstattung für einen Säugling. Nun erinnert er sich bereits. Einige Monate nach ihrer Verheiratung glaubte

sie berufen zu sein, in nicht allzuferner Zeit Mutterfreuden zu genießen und in Erwartung dieses großen Ereignisses hatte sie mit Feuereifer all' diese Dinge herzustellen begonnen, die das kleine, theure Wesen bei seinem Eintritte in die Welt vor der Kälte schützen sollten.

Ihr Gatte hatte ihr erklärt, daß er es in ihrem, so wie im Interesse des Kindes niemals zugeben werde, daß sie es selbst nähre und so wollte sie demselben wenigstens die ersten Kleidungsstücke eigenhändig anfertigen . . Leider hatte ein Zwischenfall die schüchternen Hoffnungen noch im Keime geknickt, ohne daß sich dieselben erneuert hätten.

Seither wartete die kleine Ausstattung hier und wird fortan wohl bis in alle Ewigkeit warten müssen.

Die Erinnerungen, die Pascal bei dem Anblick all' dieser gestickten und bändergeschmückten Sächelchen erfaßten, drängten ihm die Thränen in die Augen und seine Kehle schnürte sich zusammen... Doch bald hatte er diese augenblickliche Schwäche überwunden und fest richtete er sich empor. Nichts wird ihn von dem Gegenstande seiner Nachforschungen abzulenken vermögen.

Die geistige Ueberspannung, die sich seiner bemächtigt hat, läßt ihn keine Müdigkeit empfinden. Die auf dem Kamin stehende Pendule verkündet mit lautem Ton die fünfte Morgenstunde. Auf dem Rücken liegend, mit ihrem bleichen Gesicht, welches sich kaum von den weißen Kissen abheben würde, wenn das dichte Haargelock es nicht mit einem dunkleren Rahmen umgäbe, hat die Todte regungslos dem Werk der Zerstörung beigewohnt, welches sich in ihrem Zimmer vollzogen. Ihre Ruhe und Unbeweglichkeit bildet einen gewaltigen Contrast mit der um sie her herrschenden fieberhaften Aufregung.

Pascal fühlt sich nicht entmuthigt. Ein geheimer Instinct sagt ihm, daß sein Suchen von Erfolg gekrönt sein wird. Gleichwie man den Mörder selbst auf die Gefahr hin sich zu verrathen, um den Schauplatz seiner Blutthat

streichen sieht, als würde ihn die Gefahr mit unwiderstehlicher Gewalt locken, scheint es, als fänden strafbare Frauen ein bitteres Vergnügen daran, die Briefe aufzubewahren, welche sie zu Grunde richten können. Und Christiane wird es gethan haben gleich den übrigen. Er weiß, er fühlt es.

Und er fährt fort, in dem Spinde zu suchen und mit einem Male zuckt ihm ein Gedanke durch den Kopf. Ja, so ist's! Wie hatte ihm das nur bisher entgehen können? Und mit hastiger Geberde faßte er nach einem kleinen Schmuckkästchen, welches er in einer Ecke des Schrankes erblickt und dessen Schlüssel sie niemals von sich läßt; nur dort kann verborgen sein, was sie verborgen halten will.

Er hebt das Kästchen prüfend mit der Hand, als wollte er am Gewicht den Inhalt desselben errathen. Gewöhnlich verwahrte sie den Schlüssel zu demselben in ihrer Geldbörse, da es ein ganz kleiner fein ciselirter stählerner Schlüssel ist. Die Börse befindet sich zweifellos in der Tasche des Kleides, welches sie anhatte und welches jetzt auf der Lehne eines Stuhles hängt. Mit zögernder Hand greift er in die Tasche, nicht ohne vorerst einen furchtsamen Blick nach dem Bette geworfen zu haben, als schämte er sich seines Thuns. Er fühlt das Portemonnaie und daneben ein Papier, welches unter der Berührung seiner Finger knistert; — gewiß der Brief, den sie des Abends erhielt und der sie zum Verlassen des Hauses bewog. Sicherlich hatte sie blos den Umschlag desselben in's Feuer geworfen. Die Kammerzofe hatte sich jedenfalls geirrt... Gütiger Gott, erhielt er nunmehr einen Fingerzeig, der ihm sein Rachewerk einleiten ließ?

Und er zieht den Brief, denn es ist thatsächlich ein solcher, mit zitternden Händen heraus.

Er entfaltet denselben und macht eine Geberde des Zorns. Er wird also nie und nimmer etwas erfahren? Er hat die Schrift der Frau Dumarais erkannt. Gleichviel, er wird ihn dennoch lesen; vielleicht erfährt er etwas daraus.

Der Inhalt des Briefes lautete:

Mein geliebtes Kind!

„Ich habe Dir eine große Neuigkeit zu melden, die mich so glücklich macht, daß meine Neuralgie fort ist, ich weiß nicht wohin und von wo sie niemals wiederkehren möge. Soeben ist Dein Bruder Ludwig aus Constantinopel angelangt, ohne daß er mich vorher durch ein Wort davon benachrichtigt hätte.

Er ist noch immer dasselbe große Kind, heiter und muthwillig wie vordem! Er hat einen zweimonatlichen Urlaub und will Dich auf der Stelle sehen. Eile also herbei, wir werden einen gemüthlichen Abend mit einander verbringen. Du sagtest mir, Dein Gatte sei heute Abend in Versailles? Ludwig bedauert es von Herzen, wird aber morgen mit Euch frühstücken.

Er hat eine Ueberraschung für ihn... das Commandeurkreuz des Ordens des... der... des... irgend eines türkischen Ordens, den der Sultan dem berühmten Arzte verleiht, der voriges Jahr die Cholerakranken in Syrien mit solcher Hingebung pflegte. Als man bei der türkischen Behörde erfuhr, daß Ludwig nach Frankreich zurückkehre, beauftragte man ihn mit der Uebergabe des niedlichen Geschenkes an seinen Schwager. Doch nichts verrathen, reinen Mund gehalten!

Das ist aber noch nicht alles. Für Dich hat er eine ganze Auslese orientalischer Stoffe und ein herrliches Odaliskencostüm mitgebracht, welches Dir entzückend stehen wird, wie er sagt. Er will, Du sollst es noch heute Abend anlegen und Dich dazu schminken wie eine Türkin ... Kein Zweifel, er ist völlig närrisch! Es scheint auch, daß er uns Vieles zu erzählen hat. Du mußt daher Einrichtung treffen, daß Du erst spät nach Hause kommen wirst. Dein Bruder wird Dich ein Stück Weges begleiten, bis er Dich in einem Wagen unterbringen kann...“

Weiter kann Pascal nicht lesen; Thränen verschleiern seine Blicke. Was braucht er auch noch zu erfahren? Niedergeschmettert unter der Wucht der auf ihn einstürmenden Gewissensbisse sinkt er auf einen Stuhl und verharrt regungslos, die Beute einer grenzenlosen Verzweiflung, vor sich hin auf all' diese Papiere und sonstigen Gegenstände starrend, die er in seiner sinnlosen, verblendeten Wuth mit ruchlosen Händen hervorgezerrt und umhergestreut hat. Doch mit einem Male schrickt er empor. Träumt er? Er meint eine Stimme zu vernehmen, eine Stimme, deren lieblicher, harmonischer Klang gar vertraut an sein Ohr tönt: „Pascal, was thust Du hier?“ fragt diese Stimme. Seiner Sinne kaum mächtig, wendet er sich um und sieht, wie Christiane halb emporgerichtet, ihm liebevoll zulächelt und den erstaunten Blick hernach durch das Zimmer schweifen läßt, in welchem die Schränke geplündert, Stühle und Tische von der Stelle gerückt und umgeworfen sind.

Pascal stößt einen Freudenschrei aus: „Christiane! Du lebst!“ Und auf den Knieen sich zu ihrem Lager hinschleppend, birgt er den Kopf in die Kissen und murmelt: „Verzeihe! verzeihe!“, während er in krampfhaftes Schluchzen ausbricht und ein Thränenstrom seinen Augen entstürzt.

Es bedurfte keiner langen Erklärungen zwischen den beiden Gatten. Nachdem sich Christiane bereitwillig der Laune ihres Bruders gefügt, sie als Orientalin gekleidet und geschminkt zu sehen, geleitete er sie bis zum Bahnhofe, wo sie einen Wagen zu finden hofften. Doch stießen sie erst am Ende der Rue du Havre auf einen solchen. Da Ludwig von der langen Reise ohnehin ermüdet war, gab sie nicht zu, daß er sie bis nach Hause begleite.

Sie stieg in den Fiaker, der sich mit ihr in Bewegung setzte und weiter erinnerte sie sich an nichts.

Nun kam die Reihe an Pascal ihr zu berichten, wie sie unter dem Einflusse der Müdigkeit, der Aufregung über das unverhoffte Wiedersehen und dann der kalten Nachtluft

in eine Ohnmacht gesunken sei, welche Ohnmacht einen lethargischen, fast kataleptischen Charakter angenommen, wie er sie für todt gehalten und wie er durch eine wahnsinnige Eifersucht verblendet, zu der sich die geheimnißvollen Umstände gesellten, unter welchen diese Ohnmacht erfolgt war, sich nicht gescheut habe, ihr die Schmach des abscheulichsten Verdachtes anzuthun. — Ein ganzes, der Reue und Buße gewidmetes Leben würde nicht genügen, ihm ihre Verzeihung zu erwerben, deren er sich unwürdig erachtete. Doch Christiane war nicht dieser Ansicht. Sie verzieh ihm auf der Stelle, da sie in seiner eifersüchtigen Aufwallung blos einen Beweis der heißen Liebe erblickte, welche ihr Gatte für sie empfand und weit entfernt, sich dadurch verletzt zu fühlen, erfüllte sie dieses Bewußtsein mit stolzem Glück.

Pascal wurde von seiner Eifersucht nicht geheilt; von einem derartigen Uebel gibt es eben keine Heilung. Doch die furchtbaren Stunden, die er durchlebt, waren ihm eine heilsame Lehre und er widmete sich seiner Frau fortan mehr als bisher. Möglicherweise büßte die Akademie dadurch eine Anzahl sehr interessanter Arbeiten ein; dagegen gewannen die beiden Ehegatten viele Stunden eines süßen Glückes und eine Erneuerung ihres Honigmondes.

Und um zu enden wie in den Feenmärchen, lebten sie lange glücklich und fanden endlich auch Gelegenheit, die kleine Ausstattung zu verwenden, die geduldig in einer Ecke des Schrankes des Tages ihrer Auferstehung harrte. Ja, diese Gelegenheit bot sich jetzt sogar so häufig dar, daß die Hemdchen und Häubchen wiederholt erneuert werden mußten und die fleißigen Finger der Frau Borsier emsig zu thun hatten, um die kleine Ausstattung stets auf der Höhe der Situation zu erhalten.



Geschichte der Erde.

Von Eduard Grosse.

I. Urzeit und Alterthum.

Was geschah vor alten Zeiten
Noch im Fels geschrieben steht.
Wer die Schrift weiß recht zu deuten
Dem die Urwelt aufersteht.
Heer.



Die Erde ist kein unveränderlich fester, kein ewig bestehender Körper, sondern sie ist allmälig geworden, wie jedes andere Erzeugniß der Natur; sie hat eine langdauernde Entwicklung hinter sich und eine weitere Entwicklung vor sich. Sie ist entstanden, sie entwickelt sich und sie wird voraussichtlich auch wieder vergehen.

Wir Menschen sind gewöhnt, das Feste, scheinbar Beständige für das Ewige zu halten, und die Erde erscheint uns als das Beständige, das Ewige, weil wir an ihr keine leicht bemerkbaren und auffallenden Veränderungen wahrnehmen. Allein unser Leben ist kurz, unser Blick beschränkt. Wir leben, wenn wir es hoch bringen, neunzig und ausnahmsweise hundert Jahre, die Erde hat nach der Schätzung einiger Gelehrten bereits eine Lebenszeit von mehr als 1000 Millionen Jahren hinter sich. Was sind dem gegenüber unsere 90 Jährlein? und können wir verlangen, daß die Erde in dieser kurzen Zeit große Veränderungen durchmacht? Was sind dem gegenüber selbst die 6000 Jahre, welche seit dem Hervortreten der ersten geschichtlich bekannten Staaten vorüberrollten und deren abwechslungsvollen Inhalt

von Staaten- und Menschenschicksalen wir in echt menschlicher Ueberhebung als „Weltgeschichte“ bezeichnen?!

Und dennoch, so kurz das Menschenleben, so kurz die Menschheitsgeschichte ist, sie sind noch immer lang genug, um uns bei eingehender Beobachtung die Bewegungs- und Lebenserscheinungen der Erde wahrnehmen zu lassen. Leben ist die Folge von Bewegung, und die Erde lebt, denn ihr Körper befindet sich in steter Bewegung. Sie ist keine todte Masse, kein bewegungsloser Stoffklumpen, sondern sie ist ein belebtes Wesen, sie entwickelt sich nach denselben chemischen und physikalischen Gesetzen wie Pflanzen und Thiere, die ja selbst ihr Leben dem Leben der Erde verdanken. Das einsickernde Wasser, der Sauerstoff, welcher mit der Luft in die Erdrinde dringt, die unterirdische Hitze, die kochenden, brodelnden Wassermassen und Dämpfe, sowie die chemischen Processe, welche im Erdinnern vor sich gehen, müssen ein fortwährendes Auf- und Niedersteigen, ein stetes Verbinden und Trennen der kleinsten Erdtheilchen zur Folge haben und dadurch einen fortdauernden Kreislauf des Stoffes.

Auch die sichtbare Oberfläche ist der steten Veränderung und Bewegung unterworfen. Sommer und Winter, Tag und Nacht, Wärme und Kälte, Luft und Wasser wirken ohne Unterbrechung auf die Erdrinde ein, letztere nagen an den Gesteinen, zersetzen nach und nach ganze Felsmassen und helfen wieder am Aufbau neuer Schichten mit. Wasser und Festland führen einen fortwährenden Eroberungskrieg; mit neidischem Zahn nagt das Meer an den Küsten, verschlingt das Festland Körnchen um Körnchen und dringt mit unaufhaltsamem Siegeslauf vorwärts, während sich wiederum die abgenagten Landtheile an anderen Stellen des Meeresbodens als Schlamm ansammeln und als neues Festland aus dem feuchten Grabe auftauchen. Die Flüsse brausen aus hohen Gebirgsgegenden herab, reißen von dort Geröll und Steine mit sich fort, die allmälig zu Sand und Schlamm zerrieben und als solcher in den Niederungen und an den Mündestellen im Meere

abgelagert werden, um dort den Boden so viel zu erhöhen, als die Gebirge durch das fortgeführte Geröll erniedrigt wurden. So führt der Mississippi jährlich eine Schlammmasse flußabwärts in das Meer, die man auf 3702 Mill. 758,400 Kubikfuß schätzt und die den Meeresboden langsam erhöht, bis dieser an der Mündung endlich als Festland auftaucht. Ein Theil der schwedischen Küste hebt sich auf der Ostseite jedes Jahr einen halben Zoll aus dem Meere, innerhalb 24,000 Jahren also 1000 Fuß und man hat ausgerechnet, daß bei fortwährender Hebung und bei steter Zuführung der Schlammmassen durch die vielen Flüsse die Ostsee in vielleicht 3—4000 Jahren trocken gelegt und in Festland verwandelt sein könnte. Ferner wirken die inneren Erdkräfte umgestaltend mit, Vulkane werfen ungeheure Lavamassen aus und bauen mit diesen Berge auf, ganze Gegenden versinken und verwandeln sich in Wasserbecken, und Erdbeben bringen mancherlei Umgestaltungen hervor. So regt es sich belebt in und auf der Erde, gestaltend und wieder umgestaltend und kein Augenblick gehört der Ruhe und Bewegungslosigkeit.

Die Geschöpfe, welche die Erde auf ihrer Oberfläche trägt, sind aus ihren Stoffen, aus ihrem Körper hervorgegangen, sie sind ihre Kinder, und ihre Lebensbedingung ist eins mit dem Leben der Erde. Daher drücken alle Wandlungen, welche die letztere durchmacht, ihren Stempel den Organismen auf. Alles, was die Geschöpfe sind, sind sie durch die Erde, unterstützt von der wärme- und lichtspendenden Sonne. Erstere nährt sie an ihrer Brust, sie umschlingt sie mit liebender Sorgfalt und steht mit ihnen in steter, tiefinnerster Wechselbeziehung. Die Erde mit ihrer Luft und ihrem Wasser liefert den Pflanzen die Stoffe zum Aufbau und zur Erhaltung ihrer Körper, die Pflanzen dienen wieder mittelbar oder unmittelbar den Thieren zur Nahrung, werden im thierischen Körper zu Fleisch, Blut, Knochen und Fett, wogegen das gestorbene Thier durch den

Proceß der Fäulniß in unorganische Verbindungen zerfällt und damit wieder zur Erde zurückkehrt.

Aendert die Erde ihre Temperatur, ihre Gestalt, ihre Wasser- und Festlandstheile, so müssen sich die Geschöpfe dieser Aenderung anpassen oder sie gehen zu Grunde. Nun finden einschneidende Umgestaltungen auf der Erde nicht plötzlich statt, brechen nicht mit furchtbarer, alles vernichtender Gewalt und Schnelle herein, sondern in langsamem Entwickelungsgange, in Zeiträumen von ungeheurer Länge, in ruhigem, stetem Fortschreiten. Der Boden eines Meeres hebt sich nicht plötzlich aus dem Wasser und bildet einen neuen Erdtheil, sondern er hebt sich jedes Jahrhundert einige Fuß, und nur ausnahmsweise finden plötzliche beträchtliche Küstenerhebungen durch die Reaction des Erdinnern statt. Ebenso ändert sich die Temperatur nicht plötzlich so bedeutend, daß die Lebewelt davon merklich berührt wird, sondern nach und nach im Verlauf ungeheurer Zeiträume. Während dieser großen Zeiträume ist den Organismen Gelegenheit gegeben, sich von Generation zu Generation den Verhältnissen allmälig anzupassen. Diese Anpassungs- und Veränderungsfähigkeit besitzen die Organismen in hohem Grade. Dem Gärtner ist es z. B. ein leichtes, durch fortlaufende Auslese und Zuchtwahl der aufeinanderfolgenden Generationen eine Blume schon in verhältnißmäßig kurzer Zeit so zu verändern, daß die Nachkommen ganz andere Blüthen und ganz andere Farbe besitzen, als die Ureltern besaßen. Ebenso erziehen die Taubenzüchter durch Auslese und Zuchtwahl Tauben von beliebiger Farbe und öfter auch Gestalt, so daß die Nachkommen den Vorfahren kaum mehr ähneln.

Einer Zuchtwahl und Auslese bedient sich nun auch die Natur, um die Organismen mehr und mehr zu vervollkommnen. Was der Gärtner auf künstliche Weise durch liebevolle Pflege und berechnende Auslese erreicht, das erreicht sie auf natürlichem Wege durch den „Hunger und

die Liebe“ oder den Kampf um's Dasein. Zwei mächtige Naturtriebe leiten bekanntlich das Thun aller Lebewesen: sich satt zu essen und ihre Art zu verpflanzen. Die Befriedigung beider verwickelt die Geschöpfe in furchtbare Vernichtungskämpfe, in denen der Siegespreis Sein oder Untergehen heißt. Die kräftigsten Wesen gehen aus diesen Kämpfen siegreich hervor, der schwächere Gegner unterliegt. Erstere pflanzen die Art fort und vererben ihre Vorzüge, die ihnen auch zum Siege verhalfen, auf ihre Nachkommen, von denen wieder die bestentwickelten siegreich sein werden und ihre guten Eigenschaften auf die nächste Generation vererben. Durch diese natürliche Auslese der bestentwickelten Eltern findet eine fortlaufende Vervollkommnung statt, die mit Hinzutritt der gleichzeitigen Anpassung an die Verhältnisse der sich allmälig verändernden Erdoberfläche so bedeutend sein kann, daß nach einem Zeitraume von vielleicht hunderttausend Jahren die Nachkommen grundverschieden von den Stammvätern sind und neue Arten bilden. Auf diese Weise können wir uns naturgemäß die Entwickelung der irdischen Lebewelt und das Vorkommen der vielen ausgestorbenen Thierarten erklären, von denen im Nachfolgenden die Rede sein wird; denn eine Geschichte der Erde ist zugleich eine Geschichte ihrer Lebewesen, da beide ein großes Ganzes bilden. Diese Geschichte erzählt uns die Erde selbst durch ihre Gesteinsschichten, ihre darin enthaltenen Versteinerungen organischer Wesen und ihre noch jetzt thätigen Lebensäußerungen; sie lautet ungefähr folgendermaßen:

In ihrer ersten Jugend war die Erde ein glühendflüssiger Mineralkörper, durch Trennung von einem großen Gasball entstanden, aus dem auch alle ihre Geschwister, die Planeten, sowie die Sonne hervorgingen. Durch Kälteausstrahlung und chemische Vorgänge verdichtete sich ihre Oberfläche allmälig und um den flüssigen Mineralball legte sich eine harte Kruste. Damit begann die erste Gesteinsbildung, und es entstanden die Ur- oder Grundgebirge.

Diese erste Kruste mag wohl vom Erdinnern noch öfter gesprengt worden sein, so daß die glühenden Minerale durch die Spalten nach außen flossen; endlich aber verdichtete sie sich soweit, daß sie einen festen, harten Mantel um das Erdinnere bildete. Von da ab fand die Wärmeausstrahlung nicht mehr so kräftig statt und die Erdmasse erkaltete langsamer. Allmälig aber, wie sie erkaltete, verkleinerte sich ihr Umfang, das Innere zog sich zusammen und der erhärtete Mantel mußte unter dem Drucke der dicken Gasatmosphäre der Zusammenziehung des Innern folgen. Er schlug an verschiedenen Stellen Falten, brach wohl auch da und dort stückweise ein, die geborstenen Stücke schoben sich bergartig übereinander, aus den Spalten quoll die flüssige Mineralmasse des Innern hervor, erstarrte abermals und so bildeten sich auf der Erdoberfläche Erhöhungen und Vertiefungen, Berge und Thäler. Dieser Faltungsproceß fand auch noch später statt, nachdem bereits verschiedene Sedimentbildungen aufgeschwemmt waren, und ihm verdanken ganze Gebirgszüge der Alpen, Pyrenäen u. s. w. ihr Dasein.

Die Temperatur war bis dahin noch eine sehr hohe und Wasser nicht auf der Erdoberfläche vorhanden. Die Dunsthülle jedoch, welche jene dicht umgab, mochte große Mengen von Wasserstoff, Sauerstoff, Natrium und Magnesium enthalten, wie dies die Spectralanalyse noch jetzt bei anderen Sternen nachweist. Der Wasserstoff verband sich mit dem Sauerstoff zu Wasserdämpfen, und nachdem die Temperatur soweit gesunken war, daß sich die Dämpfe zu Wasser verdichten konnten, fielen sie als gewaltige Regengüsse auf die Erde nieder und sammelten sich als heiße, Natrium und Magnesium enthaltende Meere in den Vertiefungen der Oberfläche an. So entstand das Meer, aus dem die Erhöhungen der Erdkruste als Festland hervorragten.

Mit der Entstehung des Wassers begann ein neuer, ungemein wichtiger Abschnitt des Erdenlebens, denn nun waren die Vorbedingungen zur Herausbildung einer leben-

erzeugenden Erdoberfläche erfüllt. Sobald die Wasserdämpfe als heiße Regenmasse niederfielen und sich als Meere sammelten, begann auch der bildende und gestaltende Kampf der Elemente. Erde und Wasser traten sich sofort als grimmige Eroberungsfeinde gegenüber und kämpften Schritt für Schritt um die Erweiterung ihres Gebietes. Furchtbar brandete das heiße Meer gegen das Festland, mit neidischem Zahne nagte das Wasser an den steinigen Gebirgen und Erhöhungen und fraß diese allmälig ab, um sie als Schlamm auf dem Boden des Meeres abzulagern und die Ungleichheiten desselben zu ebnen. So entstanden die Sedimente, die ersten Schichtgesteine, welche sich durch die fortgesetzte Zerstörungswuth des Wassers bald zu mächtigen Schichten ablagerten und sich über die Oberfläche des Meeres erhoben. Nun wendete sich das Wasser gegen den neu aufgetauchten Feind, es begann die selbst gebauten Gebirge wieder abzunagen, und so wogte das Zertrümmern und Wiederaufbauen ohne Unterbrechung hin und her. Dabei fand die Bildung der Schichtgebirge immer nur auf dem Meeresboden durch Ablagerung statt, also nicht auf der ganzen Erdoberfläche zu gleicher Zeit, sondern abwechselnd stets nur auf einzelnen Theilen derselben.

Während der Vernichtungskampf zwischen dem brandenden Meer und dem öden, unbewohnten Festland tobte, hatte sich in dem warmen, immer thätigen Wasser des Urmeeres ein neuer, überaus wichtiger Vorgang vollzogen: Das erste Lebewesen war entstanden! Das organische Leben hatte seinen Anfang genommen und mit dem Leben begann auch die Herrschaft des Todes.

Ueber die Entstehung des ersten Lebewesens herrscht noch heute unter den Naturforschern Streit und Ungewißheit. Ein Theil setzt das Eingreifen einer höheren Macht voraus, oder geht über diesen Punkt schweigend hinweg, andere nehmen an, das organische Leben bestehe seit Ewigkeit im Weltall, indem in diesem zahllose keimfähige kleinste Or-

ganismen schweben, welche sich auf die Weltkörper niederlassen, sobald diese eine lebenermöglichende Entwicklungsstufe erreicht haben. Professor Ernst Häckel endlich und mit ihm seine Schule, hält an der Lehre fest, daß die ersten Organismen durch chemische Verbindungen aus unorganischen Stoffen hervorgegangen, also einzig von den in der Erde vorhandenen Stoffen durch die ihnen innewohnende Bildungsfähigkeit durch Urzeugung entstanden seien. Dies sind natürlich unbewiesene Hypothesen, und es muß Jedem überlassen bleiben, sich nach eigenem Ermessen sein Urtheil zu bilden.

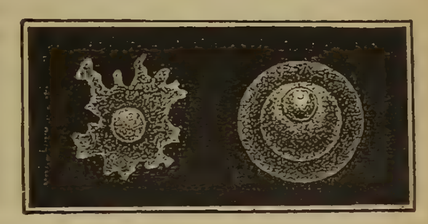
Nehmen wir an, das erste organische Lebewesen ist vorhanden. Dieses kann nur ein Wesen von der niedrigsten und einfachsten Form gewesen sein, denn die Natur macht keine Sprünge und bildet stets fortschreitend vom Einfachsten zum Vollkommenen. Häckel nimmt an, dieses einfachste Wesen sei ein „Moner“, wie solche noch jetzt im Meere existiren, oder doch ein diesem ähnliches Geschöpf gewesen. Die Moneren bestehen aus einer structurlosen, schleimigen, gallertartigen Materie, einer eiweißartigen Kohlenstoffverbindung und existiren nur im Wasser. Seine Nahrung nimmt das Moner zu sich, indem es zufällig mit ihm in Berührung kommende organische Körperstückchen mit seiner Schleimmasse umhüllt, in sich einzieht und dann verdaut. Die Bewegung geschieht durch fingerartige Fortsätze oder sehr feine, strahlenförmig von dem schleimigen Körper ausgehende Fäden, durch sogenannte Scheinfüße, und die Fortpflanzung geht durch Selbsttheilung vor sich, indem das Moner, sobald es zu einer bestimmten Größe angewachsen ist, sich theilt und in zwei Körper zerfällt. Der ganze Körper dieser Urwesen ist demnach weiter Nichts, als ein formloses, aber bewegliches Schleimklümpchen. Nebenstehend ist ein



Moner
(stark vergrößert).

solches stark vergrößert abgebildet; die natürliche Größe ist so unbedeutend, daß das Moner entweder mit bloßem Auge nicht wahrnehmbar ist oder höchstens den Umfang eines Stecknadelkopfes erreicht.

Dies wäre nach Häckel der hypothetische Ursprung aller Organismen, der Stammvater der Thiere und Pflanzen. Wahrscheinlich wird kein Leser den Hut vor ihm abnehmen, denn dieser Urvater sieht wenig ehrfurchtgebietend aus. Allein die Natur beginnt mit dem Einfachsten und sie bleibt nie rastend stehen. So entwickelte sich nach langem Zeitraum auch das Moner weiter, es sonderte sich in zwei verschiedenartige Bestandtheile, in einen innern festen Kern und eine äußere, diesen umhüllende Schleimmasse.



Frei. Eingekapselt.

Einzelliger Organismus
(stark vergrößert.)

Damit war es in eine höhere Entwicklungsstufe getreten und bildete einen einzelligen Organismus oder eine „Zelle." Mit der Zelle war ein ungemein wichtiges Wesen geschaffen, mit ihr der Grund zur Weiterbildung der Lebewelt gelegt. Denn sie ist bekanntlich das Baumaterial, aus dem alle organischen Körper zusammengesetzt sind; sie ist noch jetzt der Beginn jeder neuen Körperbildung und jedes Thier, jede Pflanze ist im Beginn seines Werdens eine einfache Zelle. Diese erste, einfache Zelle pflanzt sich ebenso wie das Moner durch Theilung fort und die vielen und neu entstandenen Zellen bilden durch zweckmäßige Zusammensetzung und durch Arbeitstheilung sozusagen unter sich einen Staat, den organischen, vielzelligen Körper der Pflanzen und Thiere.

Mit dem Vorhandensein der Zelle war also die Möglichkeit zur Entwicklung vollkommenerer Organismen geschaffen. Später ging diese Entwicklung, wie man vermuthet, nach zwei Seiten vor sich, indem sich aus der einfachen Zelle zusammengesetzte Thierkörper einerseits und Pflanzen andererseits entwickelten. Zunächst gestaltete sich jedoch erst das Reich der einfachen Urwesen oder der „Protisten" vielartiger. Diese Urwesen, von denen noch jetzt Vertreter leben, können weder zu den Pflanzen noch Thieren gerechnet werden, da sie in ihrem Bau und ihren Lebenserscheinungen die Eigenschaften beider vereinigen. Die meisten sind winzig klein, meist mit dem bloßen Auge nicht zu erkennen oder nur als kleine Pünktchen wahrnehmbar, und bilden entweder Schleimklümpchen ohne Kern oder einzelne Zellen oder auch zusammengesetzte, aus mehreren Zellen bestehende Organismen. Letztere bedeuten also, so niedrigstehende Wesen sie noch immer sind, im steten Entwicklungsgange einen wesentlichen Fortschritt.

Bis hierher dürfte die Entwicklung der Organismen einem Geschichtsabschnitte der Erde angehören, den man als Urzeit oder „Archäisches" Zeitalter bezeichnet. Im Allgemeinen liegt dieses Zeitalter in räthselhaftes Dunkel gehüllt, welches der Menschengeist wohl zu durchdringen sucht, von dem die Erde selbst aber keine organischen Erinnerungszeichen hinterlassen hat, indem die Versteinerungen und damit die lesbaren Blätter der Erdchronik fehlen.

Die Erdrinde machte seit jener Zeit so viel Umgestaltungen durch, daß Ueberreste versteinerter Organismen dieselben unmöglich überdauern konnten, wie überhaupt die schleimigen Körper der Urwesen nicht versteinerungsfähig sind. Daß organisches Leben bereits in jenem Zeitalter vorhanden war, ist nach geologischen Forschungen zweifellos; wie dieses Leben indeß gestaltet war, kann nur durch Schlüsse von der jetzigen Lebewelt und den Lebensvorgängen auf die Urzeit hypothetisch angenommen werden. Demnach ist auch

die oben gegebene Erklärung über die Urwesen eine Hypothese, die indeß eben so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, wie die Hypothese der Entstehung des Sonnensystems aus einer kosmischen Gasmaterie.

Der Zeitraum, den die Urzeit der Erde umfaßt, kann nicht mit Zahlen bestimmt werden, doch muß er von ungeheurer Länge gewesen sein. Man schätzt die Mächtigkeit der Urgebirge, welche den Erdkern umschließen, auf nahezu 100,000 Fuß. Bedenkt man die langsame Bildungsart der Erdrinde durch Abkühlung, sowie die nachfolgende, langdauernde Wasserarbeit, so kann man sich annähernd denken, daß viele Millionen von Jahren zur Bildung dieser ersten Gebirge nöthig waren. Viele Geologen nehmen an, daß die Urzeit einen größeren Zeitraum umfasse, als die ganze übrige Erdzeit.

Indem wir nun aus der Urzeit in die nächste Periode, das „Alterthum" der Erde, übergehen, kommen wir auf sicheren Boden und die Vergangenheit lichtet sich klarer.] Wir stoßen zukünftig auf immer zahlreichere Versteinerungen und erhalten durch diese ein Bild vom damaligen Aussehen der Erde.

In der ersten Zeit des Alterthums, welche man „Silurzeit" nennt, war das organische Leben noch auf das allmälig sich abkühlende Urmeer beschränkt. Das Festland lag wahrscheinlich kahl und fruchtlos, unbewohnt von Pflanzen und Thieren, eine gleichmäßige, öde Steinwüste, und nur an den Küsten und auf kleinen Inseln zeigten sich die ersten Spuren eines niedrigen Pflanzenwuchses. Dagegen regte es sich im lebenspendenden Elemente des Wassers von unzähligen winzigen Moneren und bildungsfähigen Zellen, von Urwesen oder Protisten verschiedener Art. Aus dem Reiche dieser Urwesen ging durch fortschreitende Weiterentwicklung nach hypothetischer Annahme einerseits das Pflanzenreich hervor, indem sich zunächst niedrige, einzellige Urpflanzen entwickelten, welche sich allmälig durch immer ver-



Einzellige Urpflanze
(vergrößert).

wickeltere Zellenverbindungen zu den höherstehenden Tangen, Lebermoosen, Farnen und weiteren Arten herausbildeten, andererseits das Thierreich. Letzteres hatte seinen Anfang mit dem Moner genommen, aus dem sich einzellige „Amöben" entwickelten; aus diesen wieder entstanden mehrzellige kugelförmige „Moraea" oder Zellengemeinden und aus diesen „Flimmerschwärmer," an deren Oberfläche haarfeine Wimpern oder Flimmern wuchsen, während sich im Innern des runden Körpers Flüssigkeit ansammelte, so daß die Zellen eine blasenartige Wand bildeten. Aus letzteren entwickelten sich vielzellige Darmthiere, deren Inneres sich zu einem Urmagen bildete, der durch eine Oeffnung, welche als Mund diente, nach außen zu offen stand und durch welche die Nahrung in das magenartige Innere gelangte. Aus den „Urdarmthieren" gingen durch weiteren Vervollkommnungsproceß einerseits die Pflanzenthiere, andererseits die Wurmthiere hervor. Letztere sind wieder die ursprünglichen Stammväter der Weichthiere, Sternthiere und Gliederthiere.

So weit mag die Entwicklung der Lebewesen in der Silurzeit fortgeschritten sein, denn die versteinerten Ueberreste der Pflanzen gehören fast ausschließlich zu den im Wasser lebenden Tangen und Algen, die der Thiere zu den Wasserbewohnern der Schwämme, Korallen, Graptolithen, Sternthiere, Weichthiere und Krebsthiere, von diesen besonders

der Trilobiten, während in den oberen und jüngeren Gesteinsschichten bereits Reste von Wirbelthieren, nämlich von Fischen, gefunden werden. In der Silurzeit mögen die Verhältnisse auf der Erde ungefähr folgende gewesen sein:



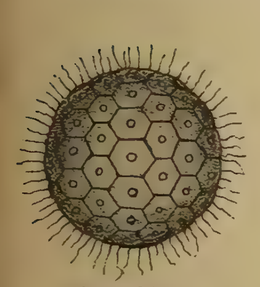
Moner
(Urspinne)



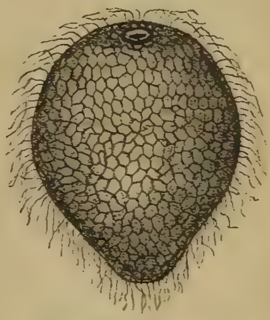
Amöbe
(einfache Zelle)
beide eingekapselt.



Moraen
(eine Zellengemeinde).



Flimmerschwärmer.
(Aus einer dünnen blasenförmigen Zellenschichte bestehendes, innen hohles Urthier.)



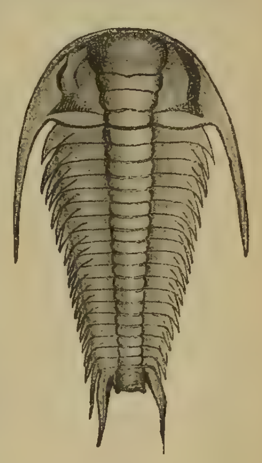
Vielzelliges Darmthier
(mit Darm und oben sichtbarer Mundöffnung; ist nach Häckel die ursprüngliche Stammform aller Thiere).

Die Temperatur war bereits tiefer gesunken und die Atmosphäre von schädlichen Gasen gereinigt und geklärt, so daß die Sonnenstrahlen durch den wolkenbedeckten Himmel bereits hindurchbrechen und wohlthätig auf die Erde einwirken konnten. Auf der Erde war anfangs noch kein, später

wenig Pflanzenleben zu finden, wogegen es sich im Meere bereits beweglich regte und der mächtige Kampf um's Dasein in seiner Grauenhaftigkeit entbrannt war. Mit dem Leben war dessen Bruder der Tod eingezogen und beide regierten in geschwisterlicher Ergänzung und Wechselwirkung. Das Lebende verfiel dem Tode, um Leben zu geben, ein Wesen verschlang das andere, um sein eigenes Leben zu erhalten. Der Stärkere verzehrte den Schwächeren, der besser organisirte den minder gut entwickelten und dieses gegenseitige Ringen um Tod und Leben, der Zwang, sich gegen die Angriffe zu sichern, der Sieg des Bessergerüsteten und dessen einseitige, die Art stetig verbessernde Fortpflanzung führte eine allmälige Vervollkommnung herbei, aus welcher durch fortwährende Auslese schließlich gänzlich neue, mit zweckmäßiger Körperbildung, mit Schutz- und Angriffswaffen ausgerüstete Arten hervorgingen. So als die höchststehenden Thiere der Silurzeit die „Trilobiten", Krustenthiere, welche noch nicht auf der Höhe unserer Flußkrebse standen und gewisse Aehnlichkeit mit den Kellerasseln hatten, um einen naheliegenden Vergleich zu brauchen. So tief die Trilobiten im Vergleich zu unserer jetzigen Thierwelt stehen, in der Silurzeit waren sie die mächtigen Beherrscher der Meere, die Könige der Thiere, die vollkommensten Wesen und schwärmten in mehr als 1600 Arten im weiten Urmeer herum. Ihnen gegenüber nahmen die kleinen Urthiere, Schwämme, Würmer, Korallen, Muscheln, Stachelhäuter, Schnecken und dergleichen eine niedrige Stufe ein, obwohl einige von diesen gewichtige Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Die Korallen z. B. bauten umfangreiche Riffe auf und an vielen Punkten sind ihre Ueberbleibsel als große Kalkanhäufungen zu finden. Ebenso lieferten die Muscheln eine große Anzahl für die Geologie wichtige Leitfossilien.

Nichts ist beständig und auch die Herrschaft der Trilobiten ging in der jüngeren Silurzeit ihrem Ende entgegen.

Während sie sich in den älteren Schichten als stolze, unbiegsame Recken zeigten, nahm ihre Gestalt im jüngeren Silur immer mehr Beugsamkeit an, bis sie schließlich die Fähigkeit des Zusammenrollens erlangte, so daß im zusammengerollten Zustande die Bruchtheile durch die schützenden Rückenschilder gedeckt waren. Die Fähigkeit des Zusammenrollens konnten sich die Trilobiten nur durch allmälige, auslesende Vererbung im Kampfe um's Dasein aneignen; diese ihnen von den Verhältnissen aufgezwungene Fähigkeit des schutzsuchenden Zusammenrollens beweist jedoch auch, daß den Trilobiten ein mächtiger Feind entstanden war, gegen den sie nicht mehr angriffsweise vorgehen konnten, sondern gegen dessen Angriffe sie sich schützen mußten. Diejenigen, welche gewandt genug waren, den Angriffen des neuen Feindes auszuweichen, entgingen dessen gefräßiger Mordsucht und eigneten sich bei diesem beständigen Kampfe eine größere Beweglichkeit des Körpers an, die sie durch Vererbung auf ihre Nachfolger übertrugen und die von diesen weiter ausgebildet und wieder auf die Nachfolger übertragen wurde, bis sie schließlich bis zur Fähigkeit des vollständigen Zusammenrollens als wirksamstes Schutzmittel führte.



Trilobit.

Dennoch entgingen auch die beweglichsten Trilobiten dem Schicksal nicht, das ihre unbeweglichen Verwandten schon früher betroffen hatte und wurden von ihren überlegenen Feinden immer mehr zurückgedrängt. Letztere mögen die gefräßigen, kräftigen Nautileen gewesen sein, beschalte, zu den Weichthieren gehörende Kopffüßer, deren Gehäuse

bis zu fünf Fuß Länge und einen Fuß Durchmesser erreichte.

Doch auch diese fanden wieder ihre Herren und Meister in seltsam gestalteten, gefräßigen Knorpelfischen, welche am Ende der Silurzeit auftreten und mit denen eine vielartigere Thierwelt das Meer zu beleben beginnt. Auch das Festland beginnt sich am Ende der Silurzeit langsam mit Pflanzen und luftathmenden Thieren zu beleben und nimmt ein abwechselungsreicheres Aussehen an. Die versteinerten Ueberreste der luftathmenden Landthiere aus dem Silur beschränken sich allerdings noch auf einige Funde, nämlich auf die Reste eines großen Skorpions, die man in Schweden fand und auf einen in Frankreich gefundenen Insectenflügel, sind also recht dürftig, beweisen aber trotzdem, daß bereits Landthiere und Landpflanzen vorhanden waren.

Die ersten Landthiere und Landpflanzen, sowie die Urfische leiten uns nun über die Grenze der Silurzeit in den nächsten Zeitabschnitt, die sogenannte „Devonzeit," in welcher sich das Landleben üppiger zu entfalten beginnt und im Meer die Herrschaft der Panzer- und haiartigen Knorpelfische anbricht. Von den alten Meerbewohnern starben allmälig einige Arten aus, z. B. die Graptolithen und Seeäpfel, andere gehen dem Aussterben entgegen, wo hingegen wieder neue, bisher unbekannte Lebewesen auf der Bildfläche erscheinen. Die Gesteinsbildung ging ohne Unterbrechung durch Wasserabsatz und vulkanische Ausbrüche fort, es bildeten sich Thonschiefer und Grauwacken, Kalk- und Sandsteine, durchbrochen von Granit, Porphyr, Basalt, Trachyt, Grünstein und anderen eruptiven Gängen, sowie durchzogen von reichen Erzlagerstätten, besonders Eisen, Kupfer, Blei, Zink u. s. w. Wasser und Land stritten um die Herrschaft weiter und setzten ihren Kreislauf um die Erde fort, indem hier das Land vom Wasser weggewaschen, dort wieder angeschwemmt ward und mit seinen eingehüllten Ueberresten von Organismen als Festland auftauchte.

Versteinerte Pflanzenüberreste sind aus der Devonzeit nur spärlich erhalten und zeigen gewisse Aehnlichkeit mit den Pflanzen der nachfolgenden üppigen Steinkohlenflora, woraus zu schließen ist, daß die Pflanzenwelt bereits ihre Kraft zu entfalten begann und auch das Festland eine blühende Pflanzendecke abwechselnd mit Wäldern von hoch aufschießenden Schaftfarnen zeigte. Bäume der gegenwärtigen Flora mit breitauslaufenden Blattkronen fehlten noch und die baumhohen Schaftfarne glichen nach dem Ausspruch eines Forschers mehr „riesigen Bürsten, wie man solche zum Putzen von Lampencylindern braucht.“

Die Thierwelt nahm eine veränderte Gestaltung an. Mit den früheren Beherrschern, den Trilobiten ging es schnell abwärts, sie starben allmälig aus und zählten kaum noch 200 Arten. Neben ihnen lebten die bereits im Silur auftauchenden Riesenkrebse, welche mit großen Schwimmfüßen versehen waren und ebenfalls gefährliche Feinde der Trilobiten sein mochten, diese besonders durch ihre riesige Körpergröße überragend. Unter ihnen gab es Arten, welche die ungeheure Länge von 6 Fuß bei einem Fuß Breite erreichten, die jedoch trotz dieser Größe in der Entwicklung bedeutend tiefer standen, als die jetzigen Krebsarten. Auch diese Riesenthiere gingen ihrem Ende in der nächstfolgenden Periode entgegen und starben in der Steinkohlenzeit gleichzeitig mit den Trilobiten aus, womit die Herrlichkeit und die Herrschaft der Krustenthiere vorüber war.

Dagegen traten die untersten und ersten Wirbelthiere, die Fische, mächtig in den Vordergrund und gaben der Thierwelt des Devon ihr hauptsächlichstes Gepräge. Allerdings darf man nicht an unsere jetzigen, vollkommenen Knochenfische denken, bis zu denen noch ein weiter Weg war, sondern wir müssen erwarten, zunächst die niedrigsten Vertreter kennen zu lernen. Als die Stammväter der Fische betrachtet man gehirn- und kopflose Wirbelthiere, eine Thierform, welche jedenfalls schon in der früheren oder mittleren

Silurzeit entstand und von der noch jetzt ein Verwandter lebt, das sogenannte Lanzett-Fischchen, welches jedoch auch dem Aussterben entgegengehen dürfte. Die Gestalt dieses Thierchens ist nackt und weich, die Knochen fehlen noch, doch sind bereits Andeutungen zum Beginn des Wirbelbaues vorhanden.

An merkwürdigen und auch grotesken Gestalten fehlte es in der devonischen Fischgesellschaft nicht. Da war zunächst eine Gruppe, welche noch äußerlich liegende, unbedeckte Kiemen hatte und die ebenso auf das erste Entwickelungsstadium der Knochenfische hindeutet, wie sie Merkmale der Haie aufweist, die also einen gemeinsamen Stamm



Devonischer Panzerfisch.

bildete, von dem sich durch Weiterentwickelung die verschiedenen Arten abgezweigt haben. Sodann finden sich haifischähnliche Urfische, die wahrscheinlich als gefräßige Räuber das Urmeer ebenso unsicher machten, wie die jetzigen Haie das Meer der Neuzeit. Das Skelet dieser Urfische bestand wahrscheinlich aus knorpeliger Masse und war daher nicht erhaltungsfähig, so daß man von ihnen nur Zähne und Flossen aufgefunden hat, von denen auf die Gestalt geschlossen wird.

Groteske Gestalten zeigten auch die Panzerfische, sowie die Flügelfische. Erstere waren gegen die Zähne ihrer bösen Nachbarn durch große Knochenplatten geschützt, die entweder den ganzen Körper oder nur den Kopf bedeckten und den Thieren eine plumpe, schwerfällige Gestalt verliehen. Letztere

waren mit großen, gleichfalls mit Knochen gepanzerten Flossen ausgerüstet, welche an die Gestalt von Flügeln erinnern, woher auch der Name rührt. Die Schildköpfe waren am Kopf mit einem großen Knochenschild versehen und am übrigen Körper mit Schmelzschuppen bedeckt. Neben den Fischen belebten viele Weichthiere das Meer, unter denen besonders die Kopffüßer von Bedeutung sind. Auch die Korallen waren unablässig mit ihrer unterseeischen Bauarbeit weiter beschäftigt und führten mächtige Korallenriffe auf, deren Kalkreste sich im Devon der Ardennen, der Eifel, in Schlesien, England u. s. w. vorfinden. Im Allgemeinen war im Devon aus der niedrigen Lebewelt des Silur allmälig eine neue, höher entwickelte hervorgegangen und die Herrscher der Thierwelt waren die Fische.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ball auf dem auswärtigen Amt in Yeddo.

Dem Französischen von Pierre Loti frei nacherzählt.

> Le ministre des affaires étrangères et la comtesse Sodeska ont l'honneur de vous prier de venir passer la soirée au Rokou-Meïkan à l'occasion de la naissance de S. M. l'Empereur.
> On dansera.*)

So steht es in französischer Sprache auf einer zierlichen Karte gravirt, welche mir von der Post an einem

---

*) Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und die Gräfin Sodeska beehren sich, Sie, aus Anlaß des Geburtstages Sr. M. des Kaisers, zu iner Abendgesellschaft auf dem Roku-Meikan zu bitten.
Es wird getanzt.

Novembertage auf der Rhede von Yokohama gebracht wird. Die Rückseite trägt gleichfalls in französischer Sprache, jedoch in zierlicher Damenhandschrift, die Angabe: „Um 1 Uhr Morgens fährt ein Sonderzug von dem Bahnhofe in Schibachi ab."

Ich bin erst zwei Tage in Yokohama. Kein Wunder daher, wenn diese Karte mich einigermaßen stutzig macht. So hatte ich mir Japan nicht vorgestellt. Ein Ball nach europäischer Art, die vornehme Welt Yeddo's in Frack und Pariser Toiletten ... Das will mir nicht recht in den Sinn.

Auch nöthigen mir diese „Gräfin," wie auch die verschiedenen „Marquises," welche sich in den dortigen Hofberichten breit machen, ein Lächeln ab. Warum aber nicht? Sie stammen von uralten Adelsgeschlechtern jene Frauen, und sie haben ihren japanischen Titel nur ins Europäische übersetzt. Aristokratisch sind sie mindestens ebenso gut wie unsere adligen Familien; ja sie reichen vielleicht noch weiter zurück, als die Kreuzzüge. Das japanische Volk ist sehr alt.

An dem bezeichneten Abend gewaltiger Andrang zum 8 Uhr 30 Zuge. Die ganze europäische Colonie ist auf den Beinen und entspricht der Einladung der Gräfin Sodeska. Die Herren mit Klapphut, die Damen mit Spitzenbaschliks und langen Schleppen, die sie unter ihrem Pelzmantel hochraffen und es reden sich diese Gäste auf französisch, deutsch oder englisch an. Die Wartesäle gleichen auch den unsrigen. Kurz, alles im höchsten Grade unjapanisch.

Einstündige Fahrt nach Yeddo. Hier eine neue Ueberraschung. Sind wir in London, Melbourne oder New-York? Rings um den Bahnhof hohe rußgeschwärzte Häuser von echt amerikanischer Häßlichkeit. Unendliche Gasflammenreihen verrathen ebenso unendliche schnurgerade Straßen. Ueber unseren Köpfen ziehen sich spinnenwebartig die Telegraphendrähte hin, während das Gebimmel der Pferdebahnen ohne Aufhören unser Ohr trifft.

Da überfällt uns ein Rudel schwarzer Heinzelmännchen, die auf die Ankommenden zu lauern schienen. Dies sind die Djin-riki-san, die Pferdemenschen, die Läufer. Gleich einer Rabenschar stürzen sie sich auf die Gäste der Gräfin Sodeska, jeder mit seinem Wägelchen; sie springen, schreien, schupsen sich, versperren uns den Weg. Sie tragen enganliegende schwarze Hosen und Jacken, Zeugschuhe und auf dem Rücken große chinesische Buchstaben, die sich vom schwarzen Hintergrunde abheben, wie die Silberverzierungen eines Bahrtuches. Sie schlagen sich mit affenartigen Geberden auf die Schenkel, damit wir sehen sollen wie stramm die Muskeln sind; sie zerren an unseren Mänteln, unseren Beinen. An Entrinnen ist nicht zu denken.

Zwar stehen einige Wagen auf dem Bahnhofplatze; diese sind aber für die Gesandtenfrauen bestimmt. Das Volk hat eine gewisse Scheu vor dem neuen Verkehrsmittel und hält offenbar die Pferde für gefährliche Thiere.

Wir nehmen also in den Wägelchen Platz, die uns von den schwarzen Heinzelmännchen aufgedrungen worden. Den Bestimmungsort anzugeben, ist überflüssig. Wir fahren nach dem Roku-Meikan, das versteht sich von selbst. Kaum sind wir eingestiegen, so geht's fort im rasenden Laufe, alle in derselben Richtung, zur großen Beruhigung der Damen, die von ihren Beschützern getrennt sind, da die japanischen Schubkarren nur eine Person fassen. Bald entspinnt sich ein wahres Wettrennen, die Läufer schreien und gehen förmlich durch. Wir bilden eine sehr lange Reihe, da es Einladungen zu dem Ball förmlich geregnet hat. Allerdings wird weder der Mikado, noch seine unsichtbare Gemahlin erscheinen; dafür sollen wir die Blüthe der vornehmen japanischen Welt zu sehen bekommen. Auf die Gräfinnen und Marquisen in ausgeschnittenen Kleidern bin ich ungemein gespannt.

Drei Viertelstunden dauert das tolle Rennen durch kaum beleuchtete, menschenleere Vorstadtstraßen. Um uns

herum ist alles jetzt stockjapanisch, und es erinnert nichts mehr an den Bahnhofsplatz: Papierhäuser, Pagoden, sonderbare Buden mit drolligen Laternen, die uns von Weitem entgegenleuchten.

Endlich sind wir am Ziele. Unsere Schubkarren fahren der Reihe nach unter einer Säulenhalle vor, deren Dach an den Ecken nach chinesischer Art in die Höhe strebt. Wir gerathen sofort in eine Art venetianisches Fest, in einen vornehmen Garten, wo unzählige Kerzen in Papierlaternen brennen; vor uns steht der glänzend erleuchtete Roku-Meikan, mit Gasschnüren an jedem Gesims. Schön ist er aber darum nicht, der Roku-Meikan. Ein Abklatsch der Conversationshäuser in unseren Badeorten. Sind wir wirklich in Yeddo? Würden nicht überall mit Goldblumen gestickte violette Flaggen in der Luft flattern, so möchte man sich nach Monaco oder Nizza versetzt wähnen. Eigenartig sind nur die athemlos heransausenden Pferdemenschen, welche jede Minute auf der Freitreppe einen einzelnen Tänzer, eine vereinsamte Tänzerin abwerfen. Ein sonderbarer Ball! Statt im Wagen heranzufahren, wird man von einem schwarzen Heinzelmännchen herangekarrt!

In der gaserleuchteten Vorhalle stehen schwarz gekleidete Lakaien mit ziemlich correcten Halsbinden, jedoch mit sonderbaren, fast augenlosen, gelben Gesichterchen.

Die Empfangsräume liegen im ersten Stock. Dahin gelangen die Gäste auf einer breiten Treppe, die von einer dreifachen Reihe prachtvoller Goldblumen eingefaßt ist; die erste Reihe ist weiß, die zweite gelb, die dritte rosafarben. Bei der letzten, welche die Wände verdeckt, sind die Pflanzen schon mehr baumähnlich und es erreichen ihre Blüten die Größe unserer Sonnenblumen. Etwas kleiner ist die zweite, die gelbe Reihe; am kleinsten die weiße, die sich schnurartig hinzieht.

Auf dem Treppenflur erwarten vier Personen die heraufkommenden Gäste. Einem Herrn mit weißer Halsbinde

und vielen Orden, ohne Zweifel dem Minister, schenke ich nur geringe Aufmerksamkeit; mit einer um so größeren Neugierde sehe ich mir die beiden Damen an, welche neben ihm stehen, besonders die erste, offenbar die „Gräfin.“

Unterwegs war mir ihre Lebensgeschichte verrathen worden. Sie wäre früher eine Guecha oder öffentliche Tänzerin gewesen, und habe es verstanden, einen angehenden Minister derart zu vernarren, daß er sie heiratete. Eine frühere Ballettänzerin sollte also die japanische Regierung bei den fremden Diplomaten vertreten!

Ich war folglich auf ein sonderbares Geschöpf, so zu sagen auf einen aufgeputzten Pudel gefaßt. Groß war daher meine Ueberraschung, als ich plötzlich einer Dame mit zarten, vornehmen Gesichtszügen gegenüber stand, deren Arme bis zu den Schultern in Handschuhen steckten. Das Alter war wegen des Reispuders nicht zu erkennen. Lange Schleppe aus blaßlila-Atlas, mit Ranken von niedlichen, zarten Waldblumen, spitzes Mieder mit Perlenreihen: im Großen und Ganzen eine Toilette, welche sich ebenso gut in Paris hätte sehen lassen können, und die von der Dame sehr gut getragen wurde. Sie erwidert meine correcte Verbeugung mit einem ebenso correcten, sehr anmuthigen Knix, und reicht mir, nach amerikanischer Sitte, die Hand mit so viel Anstand, daß sie mich sofort ganz für sich einnimmt.

Meine Blicke wenden sich nun den beiden andern Damen zu. Zuerst ein zierliches Mädchen in blaßrosa, mit Kamelien an ihrer Schleppe; sodann die Marquise Arimasen, eine junge Dame von uraltem Adel, die Gemahlin des Oberceremonienmeisters Sr. M. des Kaisers: pechschwarzes Haar, berauschende sammtne Augen, Rokokotoilette aus elfenbeinfarbigem Atlas. Ein reizender Gegensatz: Japan und 18. Jahrhundert, ostasiatisches Gesicht und Reifrock mit spitzem Mieder. Eine wohlgelungene Verkleidung!

Wiederum Vasen mit riesenhaften Goldblumen. Dahinter, zwischen japanischen Fahnen, gähnt der fast leere

Hauptempfangsraum. An den Wänden Sophas, auf welchen einige Gäste mit der steifen Haltung von Leuten sitzen, die sonst auf der Erde zu kauern pflegen. Rechts und links erblickt man durch Säulenportale weitere etwas belebtere Säle mit einigen Damentoiletten und Uniformen. Zwei in Winkeln verborgene Orchester, ein französisches und ein deutsches, spielen Tänze aus unseren bekanntesten Operetten.

Groß sind diese Säle, aber ziemlich geschmacklos, das muß man gestehen: Concert-Locale zweiten Ranges. Vom Kronleuchter gehen Laubgewinde mit Papierlaternen; an den Wänden prangen kaiserliche Wappenschilder mit den weißen Goldblumen oder gelbe und grüne chinesische Fahnen mit scheußlichen Drachen. Es überkommt Einen das Gefühl, man befinde sich auf einem chinesischen oder japanischen Jahrmarkt.

Zu reich mit Gold verbrämt sind die unzähligen japanischen Minister, Admiräle, höheren Beamten im Galakleide. Sie erinnern allzusehr an den berühmten General Bum aus der Offenbach'schen Oper. Unser schon so häßlicher Frack nimmt sich auf japanischen Schultern womöglich noch scheußlicher aus. Der Rücken des Japaners eignet sich dazu nicht. Warum? das läßt sich mit Worten nicht erklären. Kurz, die Herren verrathen eine gewisse Verwandtschaft mit den Affen.

Erstaunlich sind auch die Damen: heiratsfähige junge Mädchen und Ballmütter, welche die Sophas an den Wänden besetzen. An ihnen ist irgend etwas, was nicht klappt. Sind es die zu hoch angebrachten, oder zu sehr aufgebauschten Tournüren, oder die Taillen? Das vermag ich nicht zu sagen. Die Gesichter sind jedoch vornehm, die Hände klein, während die Toiletten direct aus Paris verschrieben sind. Trotz alledem nehmen sie sich sonderbar aus, mit ihren geschlitzten Augen, ihren einwärts gekehrten Füßen und ihren flachen Nasen. Die besten Exemplare, die einzigen, welche eine europäische Toilette zu tragen verstehen, wurden uns

offenbar auf dem Treppenflur gezeigt: was folgt, ist Mittelgut.

Um zehn Uhr Ankunft der Gesandtschaft des himmlischen Reiches: Ein Dutzend Prachtkerls mit höhnischen Augen, welche die japanische Ministerwelt um Kopfeslänge überragen. Sie gehören zu dem schönen nordchinesischen Schlage und machen mit ihren glänzenden Seidengewändern einen höchst vornehmen Eindruck. Von gutem Geschmack zeugt es auch, daß sie ihre Nationaltracht behielten, ihre prachtvoll gestickten, herabwallenden Gewänder, ihren Schnurrbart mit abwärts gekehrten Spitzen, ihren Zopf. Sie machen, sich fortwährend fächelnd und hiebei etwas spöttisch lächelnd, einen Rundgang durch die Säle und lassen sich dann allein im Freien auf einer den Garten überragenden Terrasse nieder. Offenbar sehen sie auf den ganzen Maskenball mit tiefster Verachtung herab.

Eine halbe Stunde darauf halten die kaiserlichen Prinzessinnen und die Hofdamen ihren Einzug. Höchste Ueberraschung, als wenn plötzlich Leute aus dem Monde oder aus einer längst vergangenen Zeit zum Vorschein gekommen wären.

Während eines Tanzes aus Giroflé-Girofla erscheinen also in zwei Gruppen ganz kleine, blasse, blutarme Frauen, mit unerhörten Kleidern und sphynxartigen Haartrachten. Diese Kleider hat bisher kein Mensch je gesehen, weder auf der Straße, noch im Bild. Sie stammen aus grauester Vorzeit und kommen nur bei Hoffesten zum Vorschein: hochrothe Schuhe, rothseidene, unten übermäßig weite Beinkleider aus so steifen Stoffen, daß sie stehen und wie Reifröcke aussehen. Darüber ein weißer oder perlgrauer Brokat-Ueberwurf mit schwarzen Tupfen durchwirkt. Die Kleider sind so steif, daß sie keine Falten schlagen und so weit, daß sie die Körperformen in keiner Weise verrathen. Selbst die Hände verschwinden in den weiten Pagodeärmeln, die an umgestülpte Tüten erinnern. Tritt man näher, so bemerkt

man, daß die schwarzen Tupfen Vögel, Laub, allerlei Gethier darstellen und stets verschieden sind. Sie stellen das Wappen der Dame vor. Das Tollste ist aber die Frisur. Das schöne, über irgend ein inneres Gestell ausgebreitete schwarze Haar umrahmt, wie ein Pfauenschwanz, wie ein Fächer, ein gelbes, ausdrucksloses Gesichtchen. Ich wähne, Menschen vor mir zu sehen, die aus einem alten Schmöcker heruntergefallen sind, in welchem man sie Jahrhunderte lang, wie seltene Blumen in einem Herbarium, aufbewahrt hat. Häßlich sind die Damen, aber höchst vornehm und nicht ohne Reiz. Offenbar sehen sie auch auf das Fest verachtungsvoll herab. Sie setzen sich gleich zusammen in einen Nebensaal, wo sie eine geheimnißvolle Gruppe bilden.

Sehr höfliche japanische Officiere machen uns die Honneurs ihres Landes, setzen uns mit anderen Damen, ihren Verwandten oder Freundinnen in Verkehr: „Gestatten Sie mir, Ihnen Fräulein Arimaska, oder Kunitschiva, oder Karakamoko, die Tochter unseres schneidigsten Artillerie-Officiers, oder die Schwester des genialsten Baumeisters Japans, vorzustellen.“ Diese Fräuleins tragen weiße, rosa oder blaue Gazekleider; das Gesicht ist aber stets das gleiche, ein zierliches Katzengesicht, aber zu flach, und mit ausgesprochenen Schlitzaugen, welche die Damen züchtig niederschlagen. Wie weit niedlicher wären sie in ihrer Nationaltracht!

Die jungen Damen tragen zierliche Ball-Notizbücher mit Perlmutter- oder Elfenbein-Deckeln, in welche ich meinen Namen einschreibe. Wie soll ich aber Fräulein Arimaska von Fräulein Karakamoko oder Fräulein Kunitschiva unterscheiden, wenn ich sie zum Tanz abholen soll? Sie gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Große Verlegenheit!

Sie tanzen ziemlich gut, meine Japanerinnen in fränkischer Tracht. Man fühlt aber gleich heraus, daß das Tanzen ihnen mühsam eingetrichtert ist, daß sie es thun, wie Automaten, ohne jede persönliche Initiative. Fallen

sie zufällig aus dem Takt, so kommen sie nie von selbst wieder hinein und sie tanzen weiter gleichsam wider den Strich. Das erklärt sich aus der Grundverschiedenheit zwischen unserer Musik und der japanischen.

Reizend sind die Hände. Kein Wunder. Es sind ja nicht etwa verkleidete Wilde, sondern Frauen, deren Cultur viel weiter zurückreicht, als die unserige. Weniger schön nehmen sich dagegen die nach japanischer Sitte einwärts gekehrten Füße aus. Auch behält der Gang stets etwas Schleppendes, was aus der vererbten Angewöhnung des Schreitens in hohen Holzschuhen herrühren mag.

Getanzt wird ziemlich munter, so daß der ganze leichte Bau des Hauses in ein leises Schwanken geräth. Wenn nur das Ganze nicht einstürzt und den Herren in den Sälen des Erdgeschosses auf den Kopf fällt, welche dicke Cigarren rauchen oder Whist spielen, um sich einen europäischen Anstrich zu geben.

Fremdartig klingt die japanische Sprache in dem Munde der europäisch angetünchten Damen. Bisher hatte ich nur mit Händlern, oder mit Leuten aus dem Volke, das heißt mit Menschen in langen Röcken, die Sprache geredet. Mit den Damen in Balltoilette finde ich die Worte nur mit Mühe. Um vornehm zu erscheinen, versuche ich Degosarimas zu reden. Vornehme Leute schalten nämlich, zwischen Stamm und Endung der Zeitwörter, das Wort Degosarimas ein; also etwa im Deutschen: wir woll- degosarimas- en tanz- degosarimas- en. Das gilt für äußerst fein. Ueberall ertönt natürlich hier diese Sprache und bildet den Grundton der Unterredung.

Mein Japanisch verblüfft die Damen förmlich. Es ist ihnen noch nie vorgekommen, daß ein fremder Officier ihre Sprache zu sprechen versucht, und sie sind ersichtlich bemüht, mein Kauderwelsch zu verstehen.

Die netteste unter meinen Tänzerinnen ist ein höchstens fünfzehnjähriger Backfisch in blaßrosa Kleide, „die Tochter

eines hervorragenden Ingenieur-Officiers", Fräulein Miogonitschi oder Karakamoko: ich hab es wieder vergessen. Noch das reine Kind und dabei sehr vornehm. Sie wäre wirklich hübsch, wenn zu ihrer Toilette nicht etwas fehlte, was sich mit Worten nicht ausdrücken läßt. Sie versteht mich recht gut und verbessert mich mit einem reizenden Lächeln, so oft ich irgend einen argen Schnitzer begehe.

Wir tanzen die „Schöne blaue Donau" zusammen, und ich belege gleich die beiden folgenden Walzer. Bei den Japanern gilt dies nicht für unschicklich.

Unten im Erdgeschoß liegen, außer den Rauch- und Spielzimmern, drei Eßsäle mit sehr reichhaltigen Buffets: Trüffelwild, Pasteten, Lachs, Eis, alles im Ueberfluß, wie in Europa. Amerikanisches und japanisches Obst füllt mächtige Körbe und es haben die besten Häuser den Champagner geliefert. Die japanische Vorliebe für das Zierliche, Puppenhafte verräth sich durch Miniatur-Weinlauben mit daran hängenden trefflichen Trauben. Die Herren halten selber die Lese und bieten ihren Damen den Wein an. Dies gilt für höchst galant.

Ich bin gewarnt. Die Damen im steifen Hofkleide zum Tanz aufzufordern, ist ein arger Verstoß gegen die Etiquette. Ich wage es trotzdem. Durch die etwas spöttische Miene der Dame eingeschüchtert, welche mich auf sich zutreten sieht, und da ich im Japanischen nicht sattelfest bin, mache ich meine Aufforderung in französischer Sprache. Natürlich versteht sie davon keine Silbe; ja, sie erräth nicht ienmal, was ich will, so unerwartet ist die Sache, und sie winkt eine hinter ihr sitzende Dame herbei. Diese steht auf, sieht mich mit ihren schwarzen Augen scharf an:

— Mein Herr, sagte sie auf Französisch mit einer sonderbaren, jedoch vornehmen Betonung, was wünschen Sie von ihr?

— Die Ehre, mit ihr zu tanzen.

Höchste Ueberraschung. Sie nähert sich der anderen Dame und übersetzt ihr, was ich gesagt. Lächeln wiederum, scharfe Blicke der glänzenden Augen. Die französisch sprechende Dame setzt mir dann in der höflichsten Form auseinander, daß weder sie noch ihre Freundin von den Tänzen der Neuzeit etwas verstehen. Dies ist wohl richtig; der wahre Grund ist aber, daß das Tanzen gegen Anstand und Sitte verstößt. Dies ist auch begreiflich: den Talar, den Kopf mit dem ungeheuren Haarwulst nach einer Offenbach'schen Tanzweise herumhüpfen zu sehen, wäre doch allzu absonderlich und müßte Jedem ein Lächeln abnöthigen.

Ich verneige mich tief, die beiden schwarzen Haarwülste thun desgleichen, und ich ziehe mich als geschlagener Mann zurück. Schade, daß ich mit der verdolmetschenden Dame nicht weiter sprechen darf. Ihre Stimme und Augen gefallen mir gar zu sehr.

Es wird flott weiter getanzt; französische Quadrillen wechseln mit deutschen Walzern ab. Bald wird es Zeit, an den Aufbruch zu denken.

Hie und da kommen in den Winkeln die komischesten Dinge vor. Zwei Generäle in goldstrotzenden Uniformen vergessen sich so weit, daß sie sich auf japanisch begrüßen: die Hände auf den Knien, der Körper vorne übergebeugt und mit dem bei solchem Anlaß üblichen, eigenthümlichen Zischen. Daneben unterhalten sich zwei Damen in Roccoco-Costüm auf Degosarimas, und machen nach jedem Satze Knixe, die erschrecklich altjapanisch aussehen.

Von Zeit zu Zeit schleicht sich durch das Gedränge ein junges Mädchen in echt japanischer Tracht, nicht im Hofcostüm, sondern in jenem Anzuge, der uns Allen von den Fächern und Porzellangefäßen bekannt ist: Offenes Kleid mit Pagodenärmeln, aufgekämmtes Haar, Strohschuhe und Strümpfe mit getrennter Großzehe. Sie lacht aus vollem Halse, obwohl sie sich inmitten der großen officiellen Posse fremd fühlen muß.

Halb eins. Ich tanze meinen dritten und letzten Walzer mit meiner kleinen Roccoco-Tänzerin, „der Tochter eines hervorragenden Ingenieur-Officiers." Sie ist wirklich nicht übel aufgeputzt und versteht es trotz ihrer Handschuhe Eis mit einem Löffel zu schlürfen. Dennoch wird sie, so bald sie ihr Papierhaus wieder betritt, gleich den anderen Damen, ihr europäisches Kleid gegen ein japanisches mit Störchen oder sonstigen Vögeln besticktes vertauschen; sie wird auf der Erde niederkauern, irgend ein buddhistisches Gebet hersagen und zum Nachtessen Reis mit Hilfe von Stäben verzehren. Wir sind übrigens bereits gute Freunde. Da der Walzer lang und die Hitze groß ist, so wollen wir auf der Terrasse ein bischen Luft schnappen. Uebersehen hatten wir aber die Gesandtschaft des himmlischen Reiches, welche den Platz mit Beschlag belegt hatte, und wir gerathen in einen imponirenden Kreis von langen Röcken und martialischen Schnurrbärten. Die Herren sehen uns erstaunt an; wir thun desgleichen, und so fixiren wir uns mit jener eigenthümlichen Neugierde von Leuten, die zwei ganz verschiedenen Welten angehören und sich niemals verstehen werden.

Ueber die gezopften chinesischen Köpfe hinweg schweift der Blick nach den Gärten der Gesandtschaft mit ihren halbverloschenen Laternen, und nach den in tiefe Finsterniß gehüllten Vorstädten von Yeddo.

Meine kleine Japanerin plappert allerliebst, auf Dagosarimas, über die Kühle des Abends, das muthmaßliche Wetter des morgenden Tages.

Plötzlich bricht unten im Garten ein Feuerwerk los und wirft grelle Lichter auf eine bunte japanische Menge, die in den Garten eingedrungen war und vor Entzücken aufjauchzt. Ich schmiege mich etwas enger an Fräulein Miogonitchi (oder Karakamoko) und wir kehren in den Saal zurück.

Alles mahnt schon zum Aufbruch. Bereits haben sich einige Damen und Herren heimlich fortgeschlichen, worauf

sie den an der Thüre lauernden schwarzen Heinzelmännchen in die Hände geriethen. Und fort ging's in den beschriebenen Schubkarren durch die pechschwarze Finsterniß.

Ich selbst miethe einen Schnelläufer, um den Sonderzug nicht zu versäumen, der, laut Einladungskarte, um ein Uhr Morgens abfahren soll.

Im Großen und Ganzen war es ein heiteres anmuthiges Fest. Habe ich hie und da lächeln müssen, so geschah es ohne böse Absicht. Bedenke ich, daß diese Trachten, das Benehmen, die Tänze auf kaiserlichen Befehl in höchster Eile eingetrichterte Sachen sind, so muß ich gestehen, daß die Japaner ein wunderbares Nachahmungs-Talent besitzen. Der Empfangsabend gehörte unstreitig zu den packendsten Kunststücken des in diesem Fach von altersher geübten Volkes.

Für die Genauigkeit meiner Beobachtungen stehe ich ein. Sie gleichen Photographien ohne Retouche. Bei dem äußerst raschen Umwandlungsprocesse Japans wird vielleicht in einigen Jahren die Beschreibung jenes Stadiums ihrer Entwickelung selbst den Japanern Spaß machen. Sie lesen dann vielleicht mit Vergnügen die Skizze über den Sonnenblumen-Ball, welcher aus Anlaß der Geburtstages Sr. M. des Kaisers Muts-Hito, im Jahre des Heils 1886, auf dem Roku-Meikan veranstaltet wurde.



Nach Venezuela.

Reiseblätter von Dr. Alexander Olinda.*)

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!
Goethe.

Ich hatte Hamburg, woselbst ich früher fast zwei Lustra hindurch in der Redaction der „Hamburger Nachrichten“ thätig gewesen, seit zehn Jahren nicht wiedergesehen und war erstaunt über die großartige Entwickelung, welche die zweite Stadt des Deutschen Reiches in dieser verhältnißmäßig kurzen Periode genommen. Das deutsche Triest, das deutsche Liverpool hatte sich zu einer Weltstadt, zu einer Weltstadt im vollen Sinne dieses Wortes, umgestaltet: aus der Königin der Hansestädte war eine Kaiserin geworden! Kaum hätte ich das alte Hamburg von ehemals wieder erkannt — das alte Hamburg mit seinen lauschigen Plätzen und stillen Winkeln, wo hier und dort Linden- und Ahornbäume, unter deren schattenspendenden Zweigen noch die Großeltern gesessen, zu den Fenstern der Geschäftscomptoire hinaufgrünten — wo sich oon dieser und jener über die Fleete (Canäle) führenden Brücke aus malerische, in das Mittelalter versetzende Ausblicke auf ein Gewirr schwalben-

---

*) Der Herr Verfasser befindet sich seit März 1891 auf einer Reise durch einen Theil von Süd- und Central-Amerika und wird seine Berichte über dieselbe in den Monatsbänden veröffentlichen. Bis jetzt sind der Redaction zwei solche Berichte, und zwar aus Venezuela zugekommen, von denen der erste hiemit veröffentlicht wird. Aufsätze dieser Art besitzen einen hohen Werth, da sie eigener Anschauung und unmittelbaren Eindrücken entsprungen sind und den Vorzug unbedingter Lebenswahrheit für sich haben. Die Redaction glaubt daher, die verehrten Leser der „Monatsbände“ auf die Entstehung dieser Berichte noch besonders aufmerksam machen zu sollen.

nesterartig aneinander geklebter, rauchgeschwärzter, schief und krumm dastehender Fachwerkhäuser eröffneten.

Und jetzt? Jetzt ist, wie angedeutet, dieses ganze eigenartige Gepräge der alten Hammonia spurlos vom Erdboden verschwunden und man begegnet, wohin man das Auge wendet, dem Typus der modernen Weltstadt. Der Entwickelung, die Hamburg in dem letzten Jahrzehnt genommen, kann in Europa nur diejenige Budapests, der glänzenden, prächtigen Hauptstadt Ungarns, an die Seite gestellt werden.

Ein großartiges Bild des Welthandelsverkehrs gewährt der am jenseitigen Elbufer gelegene Amerika-Quai, woselbst ich mich am 11. März d. J. auf dem der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft gehörenden Dampfer „Thuringia" nach Südamerika einschiffte. An einer sich fast endlos ausdehnenden Linie von Speichern und Schuppen lagen deutsche, österreichische, englische, scandinavische, russische Dampfer geankert, in die mittelst Dutzender gigantischer Krahne beständig unter trommelfellzerreißendem Lärm riesige Waarenlasten gewunden wurden. Unter den Speicherhallen ein ameisenartiges Gewimmel von Arbeitern, Commis, Auswanderern, Matrosen — auf der Elbe ein Hin- und Herschießen kleiner Personendampfer, die großen Steamer umtanzend und umflatternd wie Mückenschwärme. Zwei Leviathane der Schiffsbaukunst hatten mitten im Strom Anker geworfen, weil ihnen ihr Tiefgang ein Näherkommen an das Ufer nicht erlaubte: es waren dies zwei der neuen, auf der Linie Hamburg-Newyork cursirenden Schnelldampfer der obengenannten Gesellschaft, die „Columbia" und „Normannia," welche die Fahrt nach New-York innerhalb acht Tagen zurücklegen. Mit ihrem hoch über die Wasserlinie emporragenden Oberbau, mit ihren blinkenden Fensterreihen von Spiegelglas machen diese Schiffe ganz den Eindruck schwimmender Paläste.

Unsere „Thuringia" erhob nicht derartige Prätensionen, konnte trotzdem aber ein schönes, stattliches Schiff genannt

werden, das den Tücken des neptunischen Elements vollauf gewachsen. Macht doch die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft gerade mit ihren Dampfern, welche sie (jeden Monat sieben an der Zahl) nach Westindien, Venezuela, Colombia, Centralamerika und Mexico entsendet, ein höchst lohnendes Geschäft, das (es klingt dies allerdings befremdend) weit höhere Revenüen abwirft als die Hamburg-Newyorker Linie. Diese glänzende Einnahme resultirt jedoch aus dem Fracht-, nicht aus dem Passagierverkehr; mit anderen Worten, die Schiffe der Gesellschaft auf den westindisch-südamerikanischen Linien sind in erster Linie Waarendampfer, können demgemäß auch nur Passagiere im Zwischendeck unterbringen. Doch lasse sich durch diesen Umstand Niemand anfechten, die Reise nach den tropischen Gestaden Amerika's auf einem Steamer der in Rede stehenden Gesellschaft zu machen. Er kann auf eine gute und reichliche Kost, sowie auf das freundlichste Entgegenkommen der Officiere und der Mannschaft des Schiffes sicher rechnen.

Bei unserer Abfahrt wirbelte dichtes Flockengeriesel vom schwärzlichgrauen Himmel, ein eisiger Nordost fegte über das Wasser und die in der guten Jahreszeit so reizenden Elbufer verschwanden in Nebelschleiern. Mir aber verdarb das mürrische Gesicht, welches die Elementargeister schnitten, nicht im Geringsten die frohe Stimmung — kam ich mir doch vor, wie ein Kind an der Schwelle des Zimmers, wo ihm der Weihnachtsbaum angezündet wird — konnte ich doch mit unserem Dichterfürsten ausrufen:

So steigst du denn Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!

Schon in meinen Jünglingsjahren war es mein sehnlichster, glühendster Wunsch gewesen, die lichtstrahlende, glanzumflossene Zauberwelt der Tropen zu schauen, mich an ihren erhabenen Eindrücken zu begeistern. Aber stets hatten sich der Verwirklichung dieses Wunsches Hindernisse entgegen-

gestellt — bis endlich jetzt, nachdem ich ein gereifter Mann geworden, mir die Erhörung meines Sehnsuchtstraumes winkt. Nur die lange Trennung von meinen in der Rheinpfalz ansässigen Lieben wirft einen Schatten auf meine bevorstehende Tropenfahrt. Aber wo sprießen uns im Leben die Rosen ohne Dornen?

Hatten wir schon auf der Nordsee stürmisches Wetter gehabt, so kamen wir in dieser Beziehung bei unserer Einfahrt in den Atlantischen Ocean aus dem Regen in die Traufe. Mehrere Tage hindurch handhabte Papa Aeolus seinen großen Blasebalg con tutta forza, die Oberfläche des Meeres war in kochenden Schaum verwandelt, und unser Dampfer tanzte auf den empörten Wogen herum wie eine leichte Nußschale. Bei solchem Wetter thut man, wenn man nicht durchaus seefest, am besten, ruhig in seiner Koje liegen zu bleiben — auf dem Deck kann man ja doch keinen sicheren Standpunkt gewinnen — und Wenig oder Nichts genießen. Die horizontale Rückenlage, sowie strenge Diät verscheuchen am ehesten den Dämon der Seekrankheit.

Man hat oft den Ocean mit einem launischen Mädchen verglichen, das uns bald durch seinen Eigensinn und seine Unarten abstößt, bald uns durch seine einschmeichelnde Anmuth unwiderstehlich fesselt. Dieser Vergleich hat viel Treffendes und erwies sich auch in unserem Falle als richtig. An dem Tage, an welchem wir durch die Azoren steuerten (19. März) glänzte das Meer in strahlendstem Lichtblau und seine erhabene Poesie kam zur vollsten Geltung.

Solche Tage bildeten im letzten Abschnitt unserer Fahrt die Regel. Nach Passirung des Wendekreises zeigten sich auch die Sonnenauf- und Sonnenuntergänge von geradezu berauschender Pracht.

Am zweiten Ostertage (30. März) dampften wir in die geräumige Bai von St. Thomas hinein. Es umgibt die Stadt ein Amphitheater von Bergen, die nur mit dürftiger, verkrüppelter Vegetation bekleidet und deshalb einen

recht öden Anblick gewähren. Cocospalmen erblickt man nirgends, nur hier und da einige Dattelpalmen und Bananengebüsche. Das Leben, das sich in den Straßen der terrassenförmig ansteigenden „Hauptstadt von Dänisch-Westindien“ (wie St. Thomas officiell genannt wird) entfaltet, muthet den Europäer fremdartig genug an. Die weiße Hautfarbe tritt ganz zurück gegen die Mulatten- und Negerphysiognomien, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. Heute, an einem großen Feiertage, hatte die farbige Damenbevölkerung große Toilette gemacht und zeigte sich meistens in blendendem Weiß. Die Art aber wie die coloured ladies ihren Staat zur Schau trugen, hatte doch entschieden recht viel Affenmäßiges an sich und würde einem Maler unerschöpflichen Stoff zu frappanten Genrebildern geliefert haben. Der größte Theil dieser geputzten Damen ging übrigens barfuß.

St. Thomas hat seine frühere Bedeutung als Mittelpunkt des oceanischen Verkehrs in Westindien in letzterer Zeit ganz eingebüßt. Hauptsächlich sollen hieran, wie ich hörte, die hohen Hafenabgaben die Schuld tragen, welche die dänische Regierung in St. Thomas eingeführt hat. Die Insel bringt dem Mutterlande nicht nur Nichts ein, sondern erfordert noch einen erklecklichen Zuschuß, und dieser Umstand hat die Hinaufschraubung der Hafenabgaben veranlaßt, sowie überhaupt ein System engherziger Fiscalität in Dänisch-Westindien gezeitigt.

Die Bevölkerung von St. Thomas lebt ausschließlich nur von den Fremden und der dänischen Besatzung, denn die Insel producirt absolut Nichts! —

Am nächsten Morgen ankerten wir auf der Rhede von Aguidalla auf Puertorico. Die eben genannte, Spanien gehörende Insel erzeugt vor Allem Kaffee und Tabak und in ihren Haupthandelsplätzen, zu denen auch Aguadilla gehört, entwickelt sich eine rege Handelsthätigkeit. Man könnte also versucht sein, Puertorico ein zweites Cuba zu nennen.

Aguadilla präsentirt sich vom Bord des Schiffes aus sehr malerisch; es zieht sich am Fuße grünbewaldeter Berge entlang; hier und da ragen über die Häuser die graciösen Wipfel von Cocospalmen. Beim ersten Anblick scheint die Stadt nur aus einer Häuserreihe längs des Strandes zu bestehen, indessen sobald man es unternimmt, erstere zu durchwandern, wird man inne, daß die Kleinheit des Ortes eine Täuschung, und daß er sich über eine verhältnißmäßig großes Area ausdehnt. Außer der mit Blumenanlagen gezierten plaza mayor (Hauptplatz) vor der Kirche besitzt Aguadilla nördlich von der letzteren noch eine andere ähnliche Anlage, die dadurch charakteristisch, daß dicht neben ihr mehrere in Stein gefaßte Quellen entspringen. Dieselben sind beständig von Frauen und Mädchen aller Hautschattirungen umlagert, die hier Wasser holen — ein buntes, belebtes Bild! Was den fremden Ankömmling schon in St. Thomas, noch mehr aber in Aguadilla eigenthümlich berührt, sind die Behausungen der ärmeren farbigen Bevölkerung. Dieselben, aus Planken oder aus, noch alle möglichen Aufschriften tragenden Kistenbrettern roh zusammengezimmert, auf Pfosten gestellt und mit Palmblättern gedeckt, erinnern an Badehäuschen; die eleganteren von ihnen entbehren nicht des Schmuckes einer hölzernen, wenn auch schmalen Veranda. Es gehört also nicht Viel dazu, auf einer westindischen Insel Hausbesitzer zu sein! In der südlichen Vorstadt von Aguadilla, wo die farbige Bevölkerung vorzugsweise ihren Sitz aufgeschlagen, liegen die Behausungen der erwähnten Art versteckt in Bananengebüsch und Cocoshainen und gemahnen, vor ihnen das blaue Meer, dessen Brandung sich mit ihren weißen Schaumzungen donnernd am Gestade bricht, und mit dem azurenen Tropenhimmel über ihnen an die Idyllen, welche uns Forster in der Beschreibung seiner Reise nach den Südsee-Inseln so anziehend geschildert. Hier könnte man schon ein paar Wochen in ruhigem Naturgenuß verträumen!

Von St. Thomas aus hat unsere „Thuringia“ zehn Negermatrosen an Bord genommen, welche der weißen Mannschaft den Dienst erleichtern, vor Allem aber in den süd- und centralamerikanischen Hafenplätzen zum Löschen, beziehungsweise Einnehmen der Ladung verwandt werden sollen. Bei der Rückkehr des Schiffes nach St. Thomas werden diese schwarzen Seeleute dort wieder ausgeschifft.

Jede Nacht ist jetzt auch am Himmel das charakteristische Sternbild der Tropen, das Kreuz des Südens, sichtbar: vier, ein unregelmäßiges Viereck bildende Sterne, aus denen sich die Phantasie nur mit einigem Zwange ein richtiges Kreuz zu construiren vermag. Ganz unverdientermaßen ist das in Rede stehende Sternbild von den Tropenfahrern mit dem Nimbus der Romantik und Poesie umkleidet worden, denn die Sternbilder des Großen Bären und des Orion gewähren einen weit fesselnderen, anziehenderen Eindruck.

Am Nachmittag des 3. April erblickten wir vor uns die gewaltigen Umrisse des Küstengebirges von La Guaira, der bedeutendsten, gegen 7000 Einwohner zählenden Hafenstadt Venezuela's. Wohl ist dieses Naturgemälde ein gewaltiges zu nennen — mag es doch kaum einen anderen Hafenplatz in der Welt geben wo gegen 2700 Meter hohe Berge so in unmittelbarer Nähe an den Meeresstrand herantreten, zwischen sich und dem letzteren nur einen schmalen Streifen ebenen Landes übrig lassend.

Im Verhältniß zu den imposanten Contouren des sie überragenden Gebirges macht die Stadt La Guaira den Eindruck, als sei eine Schachtel winziges Nürnberger Spielzeug am Meeresufer ausgekramt worden. Stadt und Hafen beherrscht ein auf einem Felsvorsprung angelegtes Fort. Mit Wohlgefallen verweilt das Auge auf den üppig-grünen Zuckerrohr- und Maisfeldern, die sich im Westen von La Guaira bei der kleinen Ortschaft Maiquetia — da, wo die nach Caracas führende Bahn ins Gebirge tritt —



Badeort Macuto.

entlang ziehen. An der entgegengesetzten Seite der Bucht tauchen die Palmenhaine von Macuto auf.

In Macuto war es auch, wo ich den ersten Abend auf venezolanischem Boden verbrachte. Guzman Blanco, der frühere Präsident, richtiger gesagt Dictator von Venezuela, hatte bei seiner Anwesenheit in Frankreich das Seebad Biarritz kennen gelernt und flugs entsprang die Idee seinem Kopfe, in der Nähe der Hauptstadt seines Landes ebenfalls ein fashionables Seebad wie das eben genannte zu gründen. So entstand denn Macuto, das von ihm mit hübschen Promenadenwegen am Strande, mit einem kühlen schattenspendenden Park und mit einer, sich in La Guaira an die Linie nach Caracas anschließenden Eisenbahn ausgestattet wurde Ein zweites Biarritz wird aber trotzdem Macuto niemals werden, denn das bewegte Leben und Treiben, die Eleganz, die palastartigen Villen, wie sie in Biarritz zu finden, kann kein Machtspruch eines Dictators aus der Erde stampfen. Und wohl, daß dem so ist, sonst würde der Ortschaft der Hauch stillen Naturfriedens, der sie umschwebt und durch den sie gerade für ein finniges Gemüth so anziehend, unfehlbar genommen werden. Gegenwärtig zählt Macuto nicht über 300 Einwohner, darunter auch die Chefs einiger Großhandelshäuser, die in La Guaira ihre Stores und Comptoirs besitzen und denen der kleine Ort, welchen sie vermittelst der Bahn in zehn Minuten erreichen können, einen weit angenehmeren und ruhigeren Aufenthalt bietet, als das heiße und lärmende La Guaira.

Wie schön, wie romantisch war es am Abend in Macuto! Die untergehende Sonne warf ihre glühenden Reflexe auf die Schaumkämme der Brandung, ihnen das Ansehen verleihend als beständen sie aus feuriger Lohe; gegen den purpurfarbigen Abendhimmel zeichneten sich die Wipfel der Cocospalmen in graciösen Umrissen ab; in goldigen Farbentönen schimmerte das Gebirge.

Nachdem ich den Abend in dem gastlichen Heim des mit einer Venezolanerin verheirateten deutschen Consuls für La Guaira, Herrn Petersen, der sich ebenfalls Macuto zum Wohnsitz erwählt, verbracht, verwandte ich den nächsten Tag dazu, mich mit La Guaira und seinem Straßenleben eingehender bekannt zu machen. Der Spanier und Südamerikaner hat eine treffende Bezeichnung für diejenigen Orte, in denen man vor Hitze, Staub und allerlei widrigen Insecten seines Lebens nicht froh wird: er nennt sie infiernos, d. h. Höllen. Eine Hölle in diesem Sinne ist nun auch La Guaira. Die engen Straßen, die liederlich gebauten, sogar hier und da den Eindruck des Ruinenhaften machenden Häuser, das Gedränge von Lastträgern und Hafenarbeitern, denen man jeden Augenblick auszuweichen genöthigt, die schwüle, dumpfige Luft, das holperige Pflaster — alles das wirkt darauf hin, Einem den Aufenthalt in La Guaira gründlich zu verleiden. Und noch ein anderer Umstand veranlaßt den Fremden, nur mit stillem Ingrimm an die erste Hafenstadt Venezuela's zurückzudenken: nämlich die Grobheit und Unverschämtheit der Hôtelwirthe. Als Seehafen der mächtig emporblühenden Hauptstadt des Landes, Caracas, hat La Guaira in letzterer Zeit eine steigende Wichtigkeit und Bedeutung gewonnen — trotzdem ist es in Bezug auf seine locale Ausdehnung in demselben engen Rahmen gebannt geblieben, in welchem es schon vor Jahrzehnten steckte. Das eben Gesagte gilt auch von den Hôtels — es existiren ihrer nur wenige und sie sind kaum im Stande, den Strom der durchpassirenden Fremden in sich aufzunehmen. Demzufolge sehen es die Hôtelwirthe von La Guaira gleichsam als eine Gnade und Barmherzigkeit an, wenn sie einem Reisenden bei sich Unterkunft gewähren — sie erwarten ihrerseits dafür, daß er, seine Ansprüche auf das denkbar geringste Maß beschränkend, ihnen das Geld haufenweise in den Schoß werfe.

Ueberhaupt merkt der Fremde gleich am ersten Tage

seiner Ankunft in Venezuela, daß man in diesem Lande ein sehr, sehr großes Portemonnaie braucht. Alles ist hier weit theuerer als selbst in Paris oder London — für den Betrag, den man hier in einer Woche braucht, kann man in Italien einen ganzen Monat leben. Der Grund dieser Erscheinung liegt einerseits darin, daß in Venezuela Industrie und Gewerbsthätigkeit kaum erst in den dürftigsten Anfängen vorhanden, mithin alle Industrieartikel aus Europa eingeführt werden müssen; dieselben sind auch mit hohen Eingangszöllen (etwa 50 Procent des Werthes) belegt. Der递haupttheil der Staatseinnahmen Venezuela's basirt gerade auf den Einfuhrzöllen. Die Kostspieligkeit der Existenz wird andererseits dadurch veranlaßt, daß die eingeborene Bevölkerung träge und indolent und nur dann arbeitet, wenn sie die äußerste Noth dazu zwingt. Insbesondere wird die Wahrheit des geflügelten Wortes: „Handwerk hat einen goldenen Boden" in Venezuela in keiner Weise gewürdigt und anerkannt — nur für die gröbsten Verrichtungen sind, und dann auch nur mit Mühe, Arbeiter zu finden; zur Ausübung jeder Art von Handwerksthätigkeit, die auch nur im Geringsten Geschick und Vorbildung erfordert, müssen die erforderlichen Kräfte aus Europa verschrieben werden.

Aehnliche Verhältnisse, wie die eben geschilderten, walten übrigens in allen Staaten Südamerika's ob.

Begleite uns jetzt der geschätzte Leser auf einem Ausfluge nach der Hauptstadt Caracas. Es führt dahin über das Gebirge hinüber eine von einer englischen Gesellschaft angelegte, 37 Kilometer lange, 1883 dem Verkehr übergebene Eisenbahn, die eine der kühnsten und interessantesten Bahnanlagen der Erde ist. Die Bahnstrecken Triest-Nabresina und Fiume-Buccari führen ja auch direct ins Gebirge hinein, aber mit nur ganz allmäliger Steigung, während im vorliegenden Falle die Locomotive sofort bei der (schon oben erwähnten) Ortschaft Maiquetia, gleichsam wie eine Gemse

die Berge hinaufklimmt. Auch hat der Gebirgskamm, den die Bahn zu übersteigen genöthigt, die Höhe von 1700 Meter. Auf dieser Höhe angelangt, glaubt man wie aus einem Luftballon auf die Welt hinabzublicken. Senkrecht unter uns, zur Winzigkeit eines Miniaturgemäldes zusammengeschrumpft, liegt La Guaira mit seinem Hafenbassin — ein verschwindend kleiner Punkt gegen die unermeßliche Fläche des indigoblauen, sonnenbeglänzten Meeres, die fast den ganzen Gesichtskreis des Beschauers ausfüllt. Auf der entgegengesetzten Seite schweift der Blick in wilde, zerrissene Gebirgsschluchten, aus deren Gestein nur an vereinzelten Stellen die Stauden der Aloë und des Säulencactus aufsprießen. Rasch geht es nun nach Caracas hinunter und zwar in einem verhältnißmäßig kurzen Abstieg, denn das Thal von Caracas liegt noch immer in der respectablen Höhe von 911 Meter über dem Meer. Die ganze Fahrt zwischen den beiden Endpunkten der Linie dauert 2—2½ Stunden.

Caracas! Welche Vorstellungen, welche Bilder üppigster tropischer Naturherrlichkeit verknüpften sich für mich bisher mit diesem Namen! Ich dachte mir die Stadt umgeben von dem mächtigen Blätterdom des Urwaldes mit seiner bunten Decoration farbenglühender Lianen- und Orchideenblüthen, ich dachte sie mir erfüllt mit duftigen Gärten, in deren Blumenkelchen sich rubinroth schimmernde Colibris und handgroße blaue Tagfalter wiegten — ich dachte sie mir umkleidet mit jener tropischen Poesie, von der ich den ersten Hauch in Aguadilla auf Puertorico verspürt! Beim Betreten der Stadt verflogen alle diese meine Illusionen wie ein wesenloses Traumbild. Die Umgebungen der venezolanischen Hauptstadt auf der westlichen Seite, wo man von La Guaira kommend, zuerst mit ihr Bekanntschaft macht, wirken Nichts weniger als erfreuend auf das Auge, denn hier tritt die nackte braunrothe Erde, die selbst zur Regenzeit sich nicht in ein grünes Gewand kleidet, überall zu

Tage. Wie ganz anders präsentiren sich dagegen im Frühling, Sommer und Herbst Städte wie Graz, Linz, Wiesbaden dem Ankommenden: sie sind eingehüllt wie in einen Mantel von Baumgrün und Rebenlaub!

Der Eindruck der Enttäuschung, den Caracas auf den von La Guaira her anlangenden Fremden macht, wird auch beim Durchwandern der Stadt in Nichts gemildert, in Nichts abgeschwächt — im Gegentheil kommt man zur Ueberzeugung, daß die Capitole von Venezuela doch einen recht nüchternen, recht monotonen Charakter trägt. Aehnlich wie es mit Mannheim der Fall, weist ihre Anlage die Regelmäßigkeit eines Schachbretts auf, mit anderen Worten, sie besteht aus einer, mit geometrischer Genauigkeit vorgenommenen Aneinanderfügung von Häuservierecken, die freilich hier und da von einigen, ebenfalls ganz quadratischen, freien Plätzen durchbrochen. Der Eindruck des Eintönigen, den Caracas macht, wird noch gesteigert durch die unscheinbaren Façaden, der (meist einstöckigen) Häuser. Man hat hier nicht den gefälligen westindisch-centralamerikanischen Baustyl mit seinen freundlichen, sich an der Vorderseite jedes Stockwerks entlang ziehenden Veranden adoptirt, sondern die ursprünglich maurische Bauart der Häuser, die später auch in Südspanien Eingang fand und die darin besteht, daß alle Zimmer des Hauses sich um einen in der Mitte liegenden viereckigen Hof (patio), der mit Sträuchern und Blumen geziert, gruppiren. Man stattet den patio möglichst elegant und hübsch aus, wendet dagegen auf die Ausschmückung und gefällige Decorirung der Straßenseite des Hauses nicht die geringste Aufmerksamkeit. (Dieser, wie angegeben, orientalische Gebrauch hatte ursprünglich darin seinen Grund, daß man es, um die Habsucht der Paschas und anderer Machthaber nicht zu reizen, aufs Aengstlichste vermied, in der äußeren Physiognomie des Hauses auch nur einen Schein von Wohlhabenheit erkennen zu lassen, vielmehr suchte man der ersteren absichtlich



Plaza Bolivar in Caracas.
(Oberhalb des Standbildes der Gebäude-Complex des National-Capitols.)

den Anstrich des Aermlichen und Unscheinbaren zu geben.) Glasscheiben hat man in Caracas an den Fenstern der Privatwohnungen nicht, denn das Glas muß von Europa eingeführt werden und es gibt in der Stadt keine Glaser — man behilft sich dafür mit eisernem oder hölzernem Gitterwerk. Das schöne Geschlecht der Hauptstadt findet seine beste und liebste Unterhaltung darin, gegen Abend in großer Toilette hinter diesem Gitterwerk (spanisch rejas genannt) zu sitzen, auf die Straße zu schauen und mit diesem oder jenem vorüberkommenden Bekannten ein paar Worte zu wechseln. Daß die jungen senoritas von Caracas ihre Tage in einem fast klösterlichen Zwange hinbringen müssen, sei hier nur nebenbei bemerkt — ohne Begleitung auszugehen ist ihnen verwehrt — selbst während ihres Brautstandes dürfen sie nach den hier nun einmal geltenden Anschauungen ihren Zukünftigen weder küssen, noch sonst mit ihm zärtlich thun. Welcher Gegensatz zu der freien Stellung, die man den jungen Nordamerikanerinnen einräumt!

Was wir oben über die Architecturverhältnisse von Caracas gesagt, darf nicht zu dem falschen Schlusse verleiten, als sei die Stadt arm an hervorragenden Baulichkeiten. Mit nichten! Außer einigen schönen Kirchen verdienen vor Allem Erwähnung: die im reinsten gothischen Style erbaute Universität — das aus zwei Gebäudecomplexen bestehende National-Capitol — der nach Süden gelegene Complex enthält die Sitzungssäle der Abgeordneten und des Senats, in dem nach Norden zu gelegenen haben die verschiedenen Regierungsabtheilungen ihre Bureaux — das neuerbaute Theater Guzman Blanco, das National-Pantheon (die venezolanische Westminster-Abtei), in welchem eine Reihe hervorragender Männer beigesetzt und wo sich ferner ein berühmtes Monument von Tenerani zum Andenken des Generals Bolivar, der im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Venezuela, Ecuador und Colombia von dem spanischen Joche

befreit, befindet. Auch die öffentlichen Plätze der Stadt entbehren nicht des künstlerischen Schmuckes: auf jedem von ihnen paradirt die Bildsäule irgend eines hervorragenden Mannes, der in der Geschichte des Landes eine Rolle gespielt.

Was für Wien der Stephansplatz, für Paris die place de la Concorde — das bedeutet, als localer wie geistiger Mittelpunkt, für Caracas die plaza Bolívar. Während man zu seinen Lebzeiten dem Befreier der nördlichen Staaten Südamerika's mit schnödem Undank gelohnt, treibt man gegenwärtig mit seiner Person in Venezuela einen Cultus, der fast einer Vergötterung gleichkommt und nur ein Seitenstück an der Garibaldi-Verehrung in Italien findet. Bolivar repräsentirt gleichsam den Schutzheiligen des Landes — man hat nicht nur die Münzeinheit der Republik (den Franc) nach ihm benannt, sondern auch das Centrum der Hauptstadt seinem Andenken geweiht. Inmitten von Gartenanlagen erhebt sich hier sein überlebensgroßes Reiterstandbild. Im Westen des Platzes erblickt man die casa amarilla, das gelbe Haus, die (architektonisch unbedeutende) Wohnung des Präsidenten. Wie Washington sein „Weißes Haus," so mußte Caracas sein „Gelbes Haus" haben! Im Osten stößt an den Platz die Kathedrale. Auf der plaza Bolívar gibt man sich ein Stelldichein mit seinen Freunden und Bekannten, hier erfährt man zuerst die politischen Neuigkeiten, hier vereinigen sich alle Pferdebahnlinien der Stadt, hier in der Nähe liegen auch alle größeren Hôtels. An den Abenden der Sonn- und Festtage, woselbst auf der plaza Bolívar eine gutgeschulte Militärmusikkapelle concertirt, hat man Gelegenheit, hier die feine Welt von Caracas promeniren zu sehen: die Herren in schwarzen Tuchröcken, auf dem Haupte den tadellosen Cylinder, die Damen nach der neuesten Pariser Mode gekleidet.

Wir haben oben in flüchtigen Zügen ein Bild von dem „südamerikanischen Newyork," zu welchem Guzman Blanco Caracas machen wollte, entworfen, haben aber dem

Leser ein Gemälde geliefert, das, wie er zugeben wird, sich von demjenigen einer größeren europäischen Stadt nur wenig unterscheidet. Was wir im Eingang unserer Reiseschilderungen von Hamburg sagten, das hat sich auch in Caracas vollzogen: die Uniformität der modernen Großstadt hat jeden Hauch eigenthümlichen Gepräges verwischt. Daß dem Venezolaner seine Hauptstadt als eine Perle, als ein Juwel unter den Städten gilt, kann nicht Wunder nehmen, denn er kennt nur das eine Ziel, es in Allem Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika möglichst gleichzuthun. Naturschwärmerei, Tropenpoesie sind ihm ganz unbekannte Begriffe. Damit steht es im Einklang, daß alle im Inneren des Landes ansässigen wohlhabenderen Familien danach trachten, ein paar Wochen oder Monate des Jahres in Caracas zu verbringen. Noch weit beträchtlicher jedoch als der Zustrom dieser zeitweiligen Besucher ist derjenige von Individuen und Familien, welche in Caracas auf irgend eine Weise ihr Glück machen wollen. Wenn nur die Bauthätigkeit in der Hauptstadt mit der Zunahme der Bevölkerung gleichen Schritt zu halten vermöchte! Indessen solches ist nicht der Fall, theils weil der Unternehmungsgeist fehlt, theils weil es an geschickten und fleißigen Bauhandwerkern mangelt. So existirt denn in Caracas schon seit längerer Zeit die Wohnungsnoth als chronisches Leiden und man ist für eine verhältnißmäßig kleine Familienwohnung von etwa vier Zimmern einen Preis zu zahlen genöthigt, für den man am Rhein oder in der Schweiz das schönste Landhaus beziehen könnte. Wie in La Guaira, so erweisen sich auch hier die Gasthöfe unzureichend zur Aufnahme der Reisenden. Der Verfasser dieser Zeilen fand, nachdem er an einigen Stellen vergeblich angeklopft, schließlich nur in dem größten und theuersten Hôtel der Stadt ein Unterkommen, nämlich in dem Gran Hôtel Americano, in welchem Alles auf dem Fuß der Gasthöfe Nordamerika's eingerichtet. Man zahlt pro Tag die feste Pension von 16 Bo-

livares (1 Bolivar = 1 Franc), hat aber dafür, außer einem eleganten, mit allem Comfort versehenen Zimmer am Mittag und am Abend ein Mahl von fünf bis sechs Gängen, jedesmal mit einer Flasche Bordeauxwein und Eis. Die Bedienung geschieht laut- und geräuschlos durch eine Brigade von Schwarzen. Nur in diesem Gasthofe geschah es auch, daß man mir die Stiefeln putzte, was zu thun sonst das Gasthofspersonal in Venezuela als unter seiner Würde stehend erachtet.

Man würde übrigens irren, wenn man von den Culturverhältnissen, die in der Hauptstadt und in einigen anderen größeren Städten der Republik existiren, einen Rückschluß auf die in den kleineren Städten und auf dem Lande bestehenden machen wollte. Wie uns Männer, welche die verschiedenen Theile Venezuela wiederholt bereist, versichert haben, herrschen im Gegensatz zu der Cultur, um nicht zu sagen Uebercultur in den bezeichneten Plätzen, sonst überall im Lande noch die primitivsten Zustände.

Den besten, und lohnendsten Ausblick auf Caracas gewinnt man vom Gipfel des bei dem Bahnhof der La Guaira-Linie gelegenen mit Anlagen gezierten Calvarienberges, der früher den Namen paseo Gucmán Blanco führte. In imponirenden Verhältnissen zeigen sich von hier gegen Norden die Gipfel des Küstengebirges; alle überragend die (zuerst von Alexander von Humboldt erstiegene) silla (Stuhl) de Carácas, welche 2700 Meter ü. M. hoch, dann der 2176 Meter hohe Avila, der Naiguatá, der Galipan und noch andere. Das Haupt des ersten der genannten Berge umkränzen meistens des Morgens, sowie in den Nachmittags- und Abendstunden dichte Wolkenschleier, die sich nur des Mittags einigermaßen lichten. Von dieser, d. h. der Nordseite aus betrachtet, erinnert das Panorama von Caracas an dasjenige Innsbrucks: hier wie dort steil ansteigende, Tausende von Fuß hohe Felswände, die sich in die Wolken zu verlieren scheinen. Einen ganz anderen Eindruck dagegen macht die Hauptstadt Venezuela's im Süden — dort,

wo der sie umziehende Guaira-Fluß von einer eisernen Brücke (puente de hierro) übersetzt wird. Die Ufer des Flusses sind hier von saftig-grünen Wiesen umsäumt und paradirte nicht längs der Brücke eine Reihe majestätischer Königspalmen, so könnte man sich in irgend ein stilles Flußthal Oesterreichs oder der Schweiz versetzt wähnen. Weiter nach Süden hin tritt das Gebirge zu beiden Seiten zurück und macht einer weiten Niederung Platz, die ganz ausgefüllt mit maigrünen Mais- und Zuckerrohrfeldern.

Ganz im Gegensatz zu den Staaten des europäischen Festlandes spielt in Venezuela das Militär nur eine ganz untergeordnete Rolle; nur höchst selten erblickt man in den Straßen der Hauptstadt einen Soldaten. Die Uniformirung des Militärs hat große Aehnlichkeit mit der französischen. Die gemeinen Soldaten recrutiren sich fast ausschließlich aus der Neger- und Mulattenbevölkerung; weiße Gesichter gehören unter ihnen zu den Seltenheiten. Die active Truppenmenge der Republik beträgt ca. 3400 Mann (mit der entsprechenden Anzahl von Generalen und Officieren) und das jährliche Heeresbudget stellt sich auf $2^1/_2$ Millionen Bolivares — mit europäischen Verhältnissen verglichen verschwindend kleine Zahlen!

Einen seltsamen Anblick gewährt es, wenn in Caracas die in der casa amarilla stationirte Wachmannschaft aufzieht. Voran ein Musikcorps, alsdann ein Fahnenträger mit der venezolanischen gelb-blau-roth (bunter hätte die Farbenzusammenstellung wohl kaum gewählt werden können!) gestreiften Fahne, hierauf ein Dutzend Krieger, von denen Jeder ein Miniaturfähnchen in den eben angegebenen Farben in der Hand trägt, schließlich folgt die Wachmannschaft. Die Gewehre werden von den schwarzen und braunen Söhnen des Mars auf die nachlässigste Weise getragen — ein deutscher oder österreichischer Unterofficier würde darüber vor Zorn und Entrüstung die Sprache verlieren.

Die Deutschen sind in Caracas zahlreich vertreten und

nehmen meist sehr geachtete Stellungen ein. Daher kommt es denn auch, daß man hier fast ebenso viel Deutsch wie Spanisch sprechen hört. Deutschem Capital, deutschem Unternehmungsgeist, deutscher Betriebsamkeit hat auch Venezuela den Bau der wichtigsten und zukunftreichsten Bahnlinie des Landes zu verdanken. Diese Linie soll Caracas mit der zweiten Stadt der Republik, mit dem gegen 40.000 Einwohner zählenden Valencia (das in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zweimal die Hauptstadt des Landes gewesen) verbinden — sie wird die fruchtbarsten und ergiebigsten Kaffeedistricte durchziehen und somit zur Förderung des Handels und der Landwirthschaft ganz wesentlich beitragen. Der schwierigste (östliche) Theil der Linie, der mitten durch das Gebirge führt und die Herstellung einer großen Anzahl von Tunnels, Viaducten und Brücken nothwendig gemacht hat, ist theils bereits schon im Betriebe, theils im Unterbau vollendet. Die urspüngliche Concession der Bahn (sie führt den Namen „Große venezolanische Eisenbahn") wurde ursprünglich von Friedrich Krupp in Essen erworben und von ihm zwei weltbekannten deutschen Geldinstituten, der Disconto-Gesellschaft in Berlin und der norddeutschen Bank in Hamburg abgetreten, welche nun ihrerseits die Ausführung des Baues in die Hand genommen und zu diesem Zweck einen ganzen Stab deutscher Ingenieure, Techniker und Monteure nach Venezuela gesandt haben.

Zur Besichtigung der Bahn wurde mir in zuvorkommendster Weise von den Directoren ein Extrazug bis Los Teques, dem derzeitigen Endpunkt der Schienenlinie, zur Verfügung gestellt, sowie einer der Ingenieure als Begleiter mitgegeben. Ich gewann den Eindruck, daß die Solidität und Gediegenheit der Bahnanlage Nichts zu wünschen übrig läßt und daß hier die Deutschen zum erstenmal mit den Engländern und Nordamerikanern, die bisher so zu sagen das Monopol des Bahnbaues in den überseeischen Ländern besessen, erfolgreich in Wettbewerb getreten sind.

In Los Teques verweilten wir einige Stunden in dem gastlichen zeitweiligen home des leitenden Sectionsingenieurs, Herrn Arntzen, der früher mehrere Jahre hindurch bei den serbischen Bahnbauten thätig gewesen. Frau Arntzen, eine feine, hochgebildete Weltdame, hatte uns ein opulentes Mittagsmahl bereitet und in anregendster Unterhaltung über Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst schwand die Zeit wie auf Flügeln dahin. Mir kam es vor, als weilte ich in einem Wiener oder Berliner Salon und nicht in einem kleinen Landstädtchen eines fernen überseeischen Landes. Frau Arntzen stellte im Laufe des Gesprächs die Behauptung auf, daß nur in den Ländern, in denen die edle Bacchusgabe des Weines gedeiht, Poesie des Daseins zu finden sei. Ob die Dame Recht hat? Ich habe von den Tropen bisher noch zu Wenig gesehen, um mir jetzt schon ein Urtheil über diesen Punkt erlauben zu dürfen.

Vor der Abfahrt zeigte mir Frau Arntzen noch den patio (Hof) ihres Hauses, den sie mit eigenen Händen und durch unermüdliche Sorgfalt in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu dem reizendsten Gartenparadiese umgeschaffen. Da verbreiteten unzählige Rosen berauschenden Duft, da rankten sich phantastisch geformte, bunte Orchideenblüthen, da wiegten sich die violetten, großen Blumenkelche der Flor de Mayo, da glänzten die korallenähnlichen Blüthen des Bucare-Baumes, da schimmerten in üppiger Pracht Oleander- und Granatbäume. Ab und zu kam wie ein Feuerstrahl ein rothgoldig funkelnder Colibri geflogen, nippte eine Secunde an dem Nectar eines der Blumenkelche und schoß dann wieder davon. Hier konnte man so recht sehen, was die reiche Natur dieses Landes, wenn ihr die pflegende und sorgende Hand des Menschen zu Hilfe kommt, hervorzubringen im Stande!

Von Caracas bin ich nach dem idyllischen Oertchen Macuto zurückgekehrt, um hier, umgeben von einer großartigen Natur, meinen schriftstellerischen Arbeiten obzuliegen. Meine Wirthe (das Haus heißt Hôtel Alemania) sind freund-

liche deutsche Landsleute, mein auf das Meer hinausgehendes, von Cocospalmen überragtes Zimmer ist schattig und kühl, die Kost gut und reichlich — was kann man Besseres wünschen? Oberhalb von Macuto, am Gebirgsabhange, gibt es Plätzchen von berückender Schönheit, wo Palmen und Bananen schatten, wo mächtige Mangobäume ihr Blätterdach wölben und wo von unten her der blaue Spiegel des Caraïbischen Meeres heraufschimmert und links in der Ferne der Hafendamm von La Guaira sichtbar wird. In Ranchos (halboffenen Hütten) haust in diesem Naturpark allerlei braunes Volk, das, seine Existenz von dem Ertrage eines kleinen Bananenhaines und Maisfeldes bestreitend, im ewigen Sommer dieses glücklichen Klimas sorglos dahinlebt und Nichts weiß von dem harten Lose des Proletariers in den nördlichen Zonen.

Von hier gehe ich Mitte April nach Puerto Cabello und Nueva Valencia. Ueber meine dortigen Erlebnisse und Eindrücke wird mein nächster Brief berichten.



Das Sonnenbad.

Ein werthvolles Mittel leiblicher Pflege. Von Ewald Paul.

Jener mächtige Weltenkörper, welchen wir Son. e heißen, wird zwar im Allgemeinen als ein für die Entwicklung pflanzlichen, wie thierischen Lebens in hohem Maße dienstbarer Bestandtheil des Alls angesehen, indessen denkt man sich denselben meist nur in der Rolle des einfachen Wärmespenders thätig, während er doch auf die Geschöpfe dieser Erde in der verschiedensten, zum Theil überaus geheimnißvollen Weise Einfluß nimmt. Wenn

irgendwo, so zeigt sich das in der Heilthätigkeit und der verschönernden Macht, welche die Sonne auf den Menschenleib ausübt.

In unseren Tagen, wo sich eine erfreuliche, auf Rückkehr zur Natur abzielende Bewegung unter der gesitteten Menschheit bemerkbar macht, beginnt man auch hier und da bereits den räthselhaften Beziehungen zwischen Sonnenstrahl und Menschenkörper nachzuforschen und man lernt dabei erkennen, daß nicht allein die Wärme in Frage kommt, sondern daß auch elektrische, chemische und vielleicht noch andere Kräfte an die Lichtflut des Tagesgestirns gebunden sind und daß die Aeußerungen der Sonnenstrahlen auf die Lebewesen denn doch weit über denen einfacher Wärme-Beeinflussung stehen.

Durch Zufall, aber auch auf dem Wege ernster, vorurtheilsloser Forschung ist man mehrfach zur Ueberzeugung gelangt, daß der richtige Sonnengenuß ein überraschendes Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten und Gebrechen bedeutet. Bilz erzählt in seinem, schnell zu großer Ausbreitung und Anerkennung gelangten Buche: „Das neue Heilverfahren," daß durch Sonnenbäder bei wassersüchtigen Anschwellungen oft gute Erfolge erzielt wurden. Aus der Praxis mir bekannter Aerzte erfuhr ich von der vortrefflichen Wirkung einer milden Sonne auf Nervenkranke und an mir selbst und Anderen nahm ich Gelegenheit, Aehnliches zu beobachten. Von besonderem Werthe erscheinen mir Sonnenbäder aber überall da, wo es sich um Anregung der Hautthätigkeit und des ganzen Organismus überhaupt, um die Lösung und Fortschaffung von Krankheitsstoffen aller Art handelt. Gicht, Rheumatismus, jener ganze, große Leidenscomplex, der auf Säfte-Verderbniß zurückzuführen ist, die in mangelhafter Blutmischung beruhenden Zustände der Bleichsucht und Blutarmut, das sind Erscheinungen, gegen welche die Sonne als ganz besonders günstiges Heilmittel ins Treffen zu führen ist.

Leider verhindert die herrschende Mode die Menschen, der Vortheile, welche ihren Körpern in der Bestrahlung durch die Sonne geboten werden, in reichlichem Maße theilhaftig zu werden. Man zieht die totale Einhüllung des Leibes vor, steckt die Hände in Lederfutterale und bestrebt sich, sogar das Gesicht durch Schleier vor der unmittelbaren Berührung mit der Luft und Sonne zu bewahren. Unter diesen und ähnlichen Thorheiten haben die Menschen schwer genug zu seufzen, denn die Folgen bleiben nicht aus und sie zeigen sich zunächst in Verweichlichung der Haut, welche mit ungenügender Thätigkeit derselben innig zusammenhängt und dadurch den verschiedensten Leidenszuständen Raum zur Entwicklung verschafft.

Erleuchtete Köpfe arbeiten dem entgegen, allen voran der alte würdige Naturarzt Arnold Rikli im herrlichen Licht- und Luft-Curort Mallnerbrunn bei Veldes in Oberkrain, welcher mit erheblichem Erfolge seit etlichen Jahrzehnten Sonnenbäder zur Anwendung bringt.

Die Amerikaner, in allen Dingen praktisch, gehen auch in der Ausnützung der Sonnenkräfte energisch vor. Ein Hospital in New-York erhält jetzt ein Solarium, d. h. einen zu Sonnenbädern geeigneten Raum, der ein Glashaus nach Art eines Wintergartens darstellt und dem flachen Dache aufgesetzt wird. Beim Erscheinen der Sonne begeben sich die Kranken in dieses gläserne Gemach, um sich in deren Strahlen zu baden. Einige amerikanische Heilkünstler und Menschenfreunde streben bereits solche Vorrichtungen für jedes neuzuerbauende Haus an, indem sie betonen, daß das Licht zur Erhaltung des menschlichen Lebens ebenso nothwendig sei, wie die Luft.

Luft- und Wassercuren, lange genug hinter den geheimnißumwobenen Präparaten des chemischen Laboratoriums, hinter den Tränkchen, Pulverchen und Pillen der Apothekerküche zurückgestellt, kommen dermalen zu Ehren, man beginnt auch die richtige Bewegung, zu der wir

Menschen doch ureigentlich bestimmt sind, der wir uns aber im Laufe der Zeit zu unserem größten Schaden entfremdeten, wieder zu schätzen und in allerlei Sport, in Spielen, in Turnerei, Märschen als Kräftigungs- und Heilmittel nutzbar zu machen, und nun sind wir drauf und dran, auch der Sonne zu ihrem Rechte zu verhelfen und sie in die Reihe der Regenerirungsmittel der kranken Menschheit einzustellen. Der Schöpfer hat ihr diese Bestimmung unzweifelhaft mit auf den Weg gegeben, und wenn dieselbe von den Erdengeschöpfen nicht erkannt wurde, so haben nur diese selbst darunter zu leiden.

Wie wir schon zu Anfang dieses Aufsatzes sagten, geht es nicht an, diesen Einfluß der Sonne auf die Lebewesen einfach mit der Wärmewirkung zu erklären. Das Sonnenlicht ist nervenstärkend, Jeder kann das an sich erproben, aber die Wärme allein ist nicht immer nervenstärkend. Man setze sich bei entblößtem Körper etwa ein Stündchen einer milden Sonnenbestrahlung und ein anderes Mal ebenso lange milder Ofenwärme aus, mache dieses Experiment vielleicht je mehrere Tage hintereinander und vergleiche dann die Ergebnisse mit einander. Dieselben dürften sehr weit von einander abstehen. Wir betonten daß die Sonne sich gegen Gicht, Blutarmut und dgl. bewähre. Wärme allein bringt aber solche Leiden nicht fort. Ich möchte keiner bleichsüchtigen jungen Dame Heißluft- und Dampfbäder anrathen, denn dieselben könnten ihr schlecht bekommen. Wohl aber wird sie aus Sonnenbädern großen Nutzen ziehen. Es muß also bei diesen noch etwas Anderes als Wärme im Spiele sein. Der Anatom Gustav Voigt erklärt, daß die Sonne nicht blos durch Wärmespendung Kraft und Leben verleihe, sondern, daß jeder einzelne Sonnenstrahl eine mehrfache Mission habe und erleuchtend, wärmespendend, chemisch, elektrisch und magnetisch wirke. Menschen, Thiere und Pflanzen nehmen unter dem Einflusse des Sonnenlichtes eine ganz andere Wesenheit an.

Die Sehnsucht nach der Sonne ist den meisten Geschöpfen eigenthümlich. Die Pflanzen, die „Kinder des Lichtes“, wachsen nach der Sonnenseite hin am Meisten aus. Wenn man eingeschlechtliche Pflanzen mehr oder weniger der Sonne aussetzt, ereignet sich das Wunderbare, daß man da durch männliche oder weibliche Blüthen erzielen kann. Wenn die Kartoffeln im Keller zu keimen beginnen, drängen ihre Keime dem von oben hereinfallenden Lichte zu. Man weiß, daß das Chlorophyll (Blattgrün) überhaupt nur unter dem Einflusse des Sonnenlichtes gebildet wird und bestehen kann. Es ist für den Aufbau der Hölzer von Belang, von welcher Seite und in welchem Maße sie die Sonne trifft. Die Geigenbauer ziehen das Holz von der Südseite der Bäume vor, weil es dauerhafter, kräftiger ist.

Daß die Sonne verschönt, zeigen uns vor Allem die herrlichen Pflanzen- und Thiergestalten des Südens. Wer die farbenprächtige Flora und Fauna einer Tropengegend mit eigenen Augen geschaut, ermißt die hohe schönheitliche Bedeutung des Sonnenlichtes. In kleinen Kreisen beobachten wir Aehnliches auch bei uns. Die Thiere, welche ein Nachtleben führen, sind ekelerregende Geschöpfe gegen diejenigen, welche das Tageslicht genießen. Ich brauche nur an die häßliche Eule und die Fledermaus zu erinnern.

Und die Menschen sollten solchen Einflüssen nicht unterliegen? Man sehe sich die Gesichter derjenigen an, die ein Nachtleben führen oder die durch Gefangenschaft, Arbeit in Bergwerken oder ähnliche Umstände ein sonnenfernes, lichtarmes Leben zu führen gezwungen sind! Erscheint ihre Haut nicht welk und grau gegenüber derjenigen von Leuten, welche sich im Bereiche der gütigen Sonne herumtummeln!

Daß die Sonne eine größere Nervenregsamkeit gewährt, erkennen wir ebenfalls an den Bewohnern südlicher Lande. Wie viel lustiger sind nicht die Ungarn, die Italiener, wie viel gewandter und lebendiger die Spanier, als die Schweden und Norwegen und Russen und andere Völker nördlicher Zone.

Man wird hier einwenden können, daß manche Völker des Südens apathisch und schlaff anstatt regsam seien. Das ist aber auch verständlich, denn allzuviel Hitze muß unbedingt schlaff machen. Wir haben nur das Mittelmaß im Auge. Nur dieses ist von Vortheil, wie wir an allen Dingen erkennen können. Eine mäßige Wassercur erfrischt ungemein, während eine unmäßige zu hochgradiger Erregung führt, welcher dann Erschlaffung auf dem Fuße folgt. Vernünftiges Bergsteigen kräftigt den ganzen Menschen, übertreibt man dasselbe, so bringt es Schaden.

Jedenfalls beeinflußt die Sonne in erheblichem Maße unser Blut- und Nervenleben. Des hervorragenden französischen Naturforschers Charles Letourneau Ausspruch, daß im Sommer das Wachsthum der Menschen und der meisten Thiere am größten, im Winter am kleinsten sei, verdient hier Einschaltung und bezeichnet eine Erscheinung, die sich überall beobachten und auf ein reges Verhältniß zwischen Sonnenlicht und Stoffwechsel zurückführen läßt. Unbedingt wahr ist, daß lange Dauer der sonnigen Jahreszeit, reichlicher Einfluß mittlerer Grade von Sonnenlicht und Sonnenwärme das Nervensystem ausgeprägter hervortreten lassen und bei sonst günstigen Lebensverhältnissen auf Rundung der Körperformen, bessere Ausgestaltung der Leiblichkeit hinwirken. Es ist auffallig, daß üppig schöner Körperbau in den südlichen Ländern trotz oft sehr einfacher Nahrung weit häufiger beobachtet zu werden vermag, als im Norden. Die Sonne hat da unbedingt Einfluß und manche Schöne, die mit ihres Leibes Formen unzufrieden, würde gut thun, sich im Sonnenbade Anregung zu deren besserem Wachsthum zu holen, wie sie andererseits auf diesem Wege auch einen wunderbar rosigen Hautton, jenes, die Maler entzückende, unserer Salonwelt nur zu sehr abhanden gekommene Incarnat zu gewinnen vermag. Daß die Sonne nicht blos den Körper, sondern auch den Geist bedenkt, zeigt uns ein lichtüberflutheter Frühlingstag. Wie ganz anders ist unsere

Stimmung, wenn uns beim Erwachen ein sonniger Morgen umfängt, als wenn wir in Nebel und Regen hinausschauen! Und warum tödten sich weit mehr Menschen im düsteren Herbst und in wenig von Sonnensegen bedachten Landen, als im Sommer und in den Gefilden der Sonne?

Gewiß, wir sind in die geheimnißvollen Missionen der Sonnenstrahlen noch lange nicht eingeweiht, aber der Instinct läßt mehr noch als der Verstand die Menschen deren hohe Bestimmung verspüren. Die oft bespöttelten alten Weiber und Schäfer, welche für schwächliche Kinder das Baden in „Sonnenwasser" in Vorschlag bringen, haben nicht so ganz Unrecht mit solchem Rathschlage.

Daß die Sonne auch auf Steinkrankheiten und schwere Lungenleiden nützlichen Einfluß zu nehmen vermag, dürfte sehr vielen Leuten neu sein. Sie wirkt auflösend, erweichend und zertheilend auf Ablagerungen der verschiedensten Art, auf Stoff-Rückstände, die sich irgendwo, in der Niere, der Blase, der Galle &c. zusammenballen und ihren Träger erheblich belästigen.

Die vortheilhaften Aeußerungen des Aufenthaltes im freien Sonnenlichte, d. h. des besten Sonnenbades auf den Lungenkranken werden uns verständlich, wenn wir erwägen, daß die Sonne eine regere Ausscheidung der überschüssigen und somit dem Körper nachtheiligen, im Organismus des Lungenkranken sich besonders stark anstauenden Kohlensäure zu Wege bringt und dafür reiche Aufnahme des Sauerstoffes der Luft begünstigt. Letzteres ist ein Bedingniß des Stoffwechsels, dessen mehr oder minder befriedigende Bethätigung von der besseren oder geringeren Sättigung des Organismus mit Sauerstoff abhängt. Diese Sättigung findet auf zwei Wegen statt, durch die Haut und durch die Lungen und auf beiden Wegen vermag der Körper im Sonnenbade tüchtig und richtig Sauerstoff einzusaugen. Nehmen wir ein Damenfüßchen und entledigen dasselbe seiner drückenden Bekleidung! Es wird sich meist kühl anfühlen und eine ständige Klage

derjenigen, welche enges Schuhwerk tragen oder überhaupt mit ihren Füßen zuviel in Lederfutteralen stecken, ist es ja, daß die Füße kalt sind und der Blutumlauf in ihnen ungenügend von Statten gehe.

Setzen wir dieses Füßchen den Sonnenstrahlen aus, so gewinnt dasselbe nach kurzer Zeit eine zarte rosige Färbung, die Blutkörperchen drängen zur Haut, um dort Sauerstoff zu empfangen und Kohlensäure abzugeben, der Blutumlauf wird lebhafter. Wird der ganze Körper dem Sonnenbade ausgesetzt, so zeigt sich das Ganze in erhöhtem Maße, die energische Blutkörperchenströmung und kräftige Blutreinigung kündigt sich durch ein allgemeines Wohlgefühl, eine größere Nervenspannkraft, eine freiere Athmung an und die welke Färbung, schlaffe Gestalt, die oft so trübglänzenden Augen des Phtisikers weichen von dannen. Es kann somit Lungenkranken der Gebrauch von Sonnenbädern gewiß angerathen werden.

Aber auch insoferne ist der Gebrauch der letzteren anzurathen, weil die sonnige Luft im Allgemeinen weit reiner ist, als diejenige, welche der Sonnenstrahlen entbehrt. Die Sonne ist ein noch lange nicht genug geschätztes Mittel zur Reinigung, bezw. Reinhaltung der Luft. Unter ihrem Einflusse saugen die lebenden Pflanzen die uns schädliche Kohlensäure auf und verwandeln dieselbe in den uns wohlthätigen Sauerstoff Es ist auch nach allem bislang Beobachteten die Muthmaßung zulässig, daß das Sonnenlicht die Oxydation, d. h. langsame Verbrennung der in der Luft befindlichen, oft des Menschen Leben bedrohenden organischen Stoffe beschleunigt. Daß directes Sonnenlicht im Stande ist, gewisse winzige Lebewesen aus der Classe der Parasiten, der Schmarotzer und Lebensschädiger abzutödten, haben die französischen Forscher Arloing und Duclaux erwiesen, welche unter Anderem zeigten, daß Brutstätten des Milzbrandbacillus, der durch Uebertragung diese bösartige

Krankheit hervorzurufen vermag, durch die Sonne in einigen Stunden vernichtet werden.

Der Impfstoff verliert, wenn im Lichte aufbewahrt, nach und nach an Giftigkeit.

Auch die Ansteckungsstoffe der Hundswuth werden unter dem Einflusse des Sonnenlichtes weit schneller vernichtet, denn in der lichtlosen Luft. Man kennt dieselben zwar noch nicht genau, weiß aber, daß das Rückenmark wuthkranker Thiere solche Stoffe birgt, da man durch Einimpfung von Rückenmarksinhalt die Wuth auch bei anderen Thieren hervorzurufen vermag. Die italienischen Gelehrten De Blasi und Susso-Travali brachten nun Stückchen solches kranken Markes in Gläsern unter den Einfluß zerstreuten Tageslichtes, wie auch der Dunkelheit und fanden, daß die Giftigkeit für Kaninchen bei einer Temperatur des Raumes von + 55° Celsius und Tageslicht in 20 Minuten, bei gleicher Temperatur, aber im Dunkeln erst nach 1 Stunde 30 Minuten erloschen war.

Interessant sind die Erfahrungen, die der Forscher Arrhenius machte. Er gelangte nämlich bei seinen Versuchen über die Wechselbeziehungen zwischen Licht und Elektricität zu der Folgerung, daß die erleuchtete Luft zu einem Leiter der Elektricität wird. Aehnliches hat in einem die ganze gebildete Welt überraschenden Vortrage während der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte Professor H. Hertz in Bonn nachgewiesen und wir vermögen uns nun auch die vortrefflichen Leistungen des Sonnenlichtes bei Nervenschwäche und Aehnlichem, ihre oft in Erstaunen setzende Verjüngungs- und Erfrischungskraft besser zu erklären, weil wir in den Sonnenstrahlen die Träger feinster und natürlichster Elektricität sehen.

Was nun die Art und Weise anbelangt, in der man die Sonnenbäder zu nehmen hat, so ist es klar, daß diejenige, bei welcher der Körper mit Ausnahme des stets zu schützenden Hauptes, völlig entblößt ist, den Vorzug ver-

dient. Am Besten genießt man die Sonnenbäder in mittlerem Klima und man thut gut, lieber öfter als allzulange auf einmal die Sonnenstrahlen zu verkosten. Eine allmälige Anpassung ist jedenfalls vortheilhaft. Man kann sich anfangs mit entblößtem Körper zunächst in einem südwärts gelegenen Zimmer der Sonne aussetzen und wird in überraschend kurzer Zeit Wohlbefinden dadurch ernten. Dr. med. Schreiber in Frankfurt a/M. schlägt vor, daß sich der Patient, in eine wollene Decke gehüllt und mit schützendem Hut auf dem Kopfe, auf eine Bank legt und sich so den Sonnenstrahlen aussetzt. Dr. med. Max Böhm in Wiesenbad empfiehlt, die Sonnenbäder in einem oben offenen, am oberen Theil auch mit Oeffnungen zur Erzielung von Zugluft versehenen Bretterverschlage zu nehmen. Der Vorzug liegt in diesem Falle darin, daß das Verfahren breiteren Kreisen zugänglich ist. Diese Kastenbäder, die sich mancher bequem in seinem Garten einrichten kann, bieten eine größere Ungenirtheit, während das Sonnenbad auf einer Bank denn doch den Besitz eines größeren Parkes oder die Abgeschlossenheit einer Heilanstalt bedingt. Wer über ein Haus mit flachem Dache verfügt, kann sich auf diesem ein gutes Sonnenbad durch Einrichtung eines zeltähnlichen Aufbaues verschaffen. Aber auch der gewöhnliche Dachboden ist für Sonnenbäder herzurichten, falls er nur sonst ziemlich frei liegt.

Wer zu alldem nicht Zeit, noch Lust hat, mag sich wenigstens zur warmen Jahreszeit in möglichst leichter Kleidung im Freien herumtummeln und er wird auch dann schon die Sonne als Segenspenderin für seine Leiblichkeit erkennen. Und wer ein Freund des Badens im freien, nicht überdeckten Wasser ist, kann damit ein wahrhaft ideales Sonnenbad verknüpfen, indem er sich vor und namentlich nach dem Wasserbade mit entblößtem Körper am Rande des Wasserbeckens, eventuell inmitten desselben in einem Kahne liegend, den Strahlen des Tagesgestirns aussetzt.

Mit Glas überdachte Sonnenbäder werden vielerseits bemängelt, weil die Sonne durch das Glas sehr wesentlich in ihren chemischen Wirkungen beeinträchtigt wird.

Die vorstehenden Zeilen werden gezeigt haben, daß die Sonne eines der wichtigsten Lebenselemente darstellt und daß die Menschheit, indem sie sich in beklagenswerthem Unverstand durch thörichte Moden und unberechtigte Stubenhockerei dem Bereiche der göttlichen Lichtflut entzog, schweren Schaden auf sich lud. Nun aber, da der Gesundheitsinstinct im Erwachen ist und man die gewaltigen heilbringenden Wirkungen des „Badens im Sonnenlichte," des „Sichsonnens" in Aerztekreisen selbst zu schätzen beginnt, gehen wir einer weniger mit körperlichen Sorgen beladenen Zeit entgegen. Die Logik der Thatsachen ist hier zu schlagend: wir befinden uns auf der Fortschrittsbahn. Zunächst erkannten die Menschen, daß sie sich am nassen Element versündigten und sie kehrten zu demselben reuig zurück, wurden Wasserfreunde und hoben die Wassercuren in den Himmel. Dann aber sah man ein, daß das einseitig war und zog auch die Bewegung, die Luft und schließlich das Licht zur Hilfeleistung herzu und man lernte erkennen, daß nur durch richtiges Ausnützen aller Naturkräfte die Menschheit zu ihrem Ideale: leiblicher Vervollkommnung, möglichster Freiheit von körperlichen Plagen gelangen kann.

Jedenfalls ist die Sonne keiner der Geringsten unter den Helfern zur leiblichen Verbesserung der dermaligen Menschheit.



Hypnotismus und Rechtspflege.

Von Theo Seelmann.

In letzter Zeit haben in Frankreich verhandelte Processe in verstärktem Maße die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Gefahren gelenkt, die durch den Hypnotismus der öffentlichen Wohlfahrt erwachsen können. Namentlich war es die Anklage gegen Gabriele Bompard, in der der Vertreter der Schule von Nancy, Liégeois, den Beweis zu führen suchte, daß die Angeschuldigte nicht mit freiem Willen, sondern unter dem hypnotischen Einfluß ihres Geliebten Eyraud gehandelt habe. Der Beweis wurde bekanntlich als nicht erbracht angesehen, aber immerhin drängt doch die Vertheidigung Liégeois' die Frage auf, in wie weit es überhaupt möglich ist, einen Menschen von dem Willen des Hypnotiseurs abhängig zu machen, da ja durch eine völlige widerstandslose Beeinflussung durch denselben von dem Thäter die Verantwortung genommen und die Rechtspflege dadurch in empfindlichster Weise berührt werden würde.

Das Mittel, durch das der Hypnotiseur auf eine andere Person einwirkt, ist die Suggestion, jene machtvolle Einrede, die dem Hypnotisirten die Befehle des Experimentators überträgt. Wenn auch die hypnotische Einschläferung keineswegs durchaus nöthig ist für die Suggestion, so unterstützt sie diese doch in hohem Grade, da sie die Versuchsperson zu einer intensiveren Sammlung veranlaßt. Wie sehr der Hypnotisirte körperlich den Anordnungen des Hypnotiseurs unterworfen ist, davon werden wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir den Bericht Professor Bernheims hören, den er von der Hypnotisirung einer seiner Versuchspersonen gibt.

„Der Mann," schreibt der genannte Gewährsmann, „war bereits mehrere Male hypnotisirt worden, als er auf meine Klinik kam. Ich brauchte ihm nur zwei Finger vor die Augen zu halten, um ihn nach wenigen Momenten zwinkern zu machen, dann schlossen sich seine Augen; er war hypnotisirt.

Ich hebe seine Arme auf und überzeuge mich, daß er sich in suggestirtem Starrkrampf befindet. Er ist fast völlig unempfindlich oder wird es auf meine Versicherung. Man kann seine Haut mit einer Nadel durchstechen, ohne daß er sich rührt. Ich setze ihn auf den Isolirschemel einer Elektrisirmaschine, ziehe Funken aus seinem Körper, er zeigt wohl einige reflectorische Muskelzuckungen, aber keine Schmerzensäußerung. Ich kann ihn ganz oder theilweise in Starrkrampf versetzen, ich kann nach Belieben einen seiner Arme lähmen, den er dann schlaff herunterhängen läßt, oder eines seiner

Beine, das er dann wie ein Halbgelähmter nachschleppt. Ich kann auch Nachahmungsbewegungen bei ihm hervorrufen, ich brauche mich nur vor ihn hinzustellen, meine Arme um einander zu drehen, meine Hände abwechselnd einander zu nähern und von einander zu entfernen und irgend eine Bewegung mit meinen Beinen zu machen, damit er sofort jede Bewegung, die er sieht, nachahmt. Er kann nämlich in diesem Zustand die Augen weit geöffnet halten.

Wenn ich mich mit gegen ihn ausgestreckter Hand von ihm entferne, folgt er mir passiv überall hin. Auf Befehl bleibt er stehen; ich suggerire ihm, daß er an den Boden angewachsen ist und keinen Schritt von der Stelle machen kann, und man muß ihn dann sehr kräftig stoßen, bis er den Platz verläßt. Ich ziehe einen Strich auf dem Fußboden und erkläre ihm, daß er diesen Strich nicht überschreiten kann; er quält sich dann vergeblicher Weise über den Strich hinauszukommen. Ich sage ihm, daß er nicht mehr nach vorwärts gehen kann, sondern nur nach rückwärts, er versucht zwar nach vorwärts zu gehen, kann aber nicht anders als nach rückwärts schreiten.

Alle Sinnestäuschungen treten augenblicklich auf; ich kann ihn auf einem oder beiden Augen blind machen, er sieht dann nur auf einem Auge und zuckt nicht, wenn man ein Licht seiner Hornhaut nähert.

Ich erzeuge bei ihm alle Arten von Gesichtshallucinationen, er setzt sich auf einen Sessel, auf dem er in seiner Einbildung einen Pudel findet, berührt diesen, fürchtet sich, von ihm gebissen zu werden und zieht rasch seine Finger zurück. Ich lasse ihn mit einem Kätzchen spielen, beschwöre die Erscheinungen von Personen, die er gekannt hat, herauf; ich zeige ihm seinen Sohn, den er seit acht Jahren nicht gesehen hat und bei dessen Anblick er von der lebhaftesten Erregung ergriffen wird.

Ebenso lebhaft sind alle Geschmackstäuschungen, er schluckt eine Menge Salz für Zucker und findet es sehr süß. Ich bestreiche seine Zunge mit Chinin, das ich für sehr süß ausgebe und zwar thue ich dies unmittelbar vor seinem Erwachen, füge aber hinzu, daß er einen süßen Nachgeschmack auch nach dem Erwachen behalten werde. Er verspürte diesen Geschmack wirklich nach seinem Erwachen. Ich stecke ihm einen Bleistift in den Mund, den er für eine Cigarre halten muß, er bläst daraus Rauchwolken in die Luft und verspürt einen brennenden Schmerz, wenn ich ihm das angeblich angezündete Ende in den Mund stecke. Ich eröffne ihm, daß die Cigarre zu stark war, und daß ihm übel werden wird, er bekommt Hustenanfälle, hat Uebelkeiten, wird bleich und klagt über Schwindel. Nun gebe ich ihm ein Glas Wasser als Champagner, er findet ihn stark, und wenn ich ihn mehrere Gläser trinken lasse, wird er berauscht und fängt an zu taumeln. Alle diese Empfindungen lösen einander mit größter Raschheit und ohne Pause ab.

Sein Gehirn nimmt die Suggestion an und setzt sie in Wahrnehmungen um, sobald ich sie nur ausgesprochen habe."

Wie wir sehen, befindet sich der Hypnotisirte vollständig in der Gewalt des Hypnotiseurs, er ist ein bloßes Werkzeug des Letzteren, das beliebig angewendet werden kann. Ist es aber möglich, das Empfindungsvermögen der Sinnesorgane in der Weise zu beeinflussen, daß sie vollständig falsche und nur vorgetäuschte Wahrnehmungen machen, so wird die Macht des Hypnotiseurs sich auch auf das sittliche Gefühl des Hypnotisirten ausdehnen können und ihm Aufträge zu Handlungen unterschieben im Stande sein, gegen deren Ausführung sich seine sittliche Persönlichkeit unter normalen Verhältnissen mit aller Gewalt sträuben würde. Auch hierüber hat man nicht versäumt, Versuche anzustellen.

Dieselbe Versuchsperson, deren Hypnose wir soeben kennen gelernt haben, ließ Bernheim aus der Tasche eines Anwesenden die Uhr stehlen und befahl ihr dann, ihm nachzugehen und sie zu verkaufen. Bernheim führte den Hypnotisirten nach der Spitalsapotheke als dem angeblichen Trödlerladen. Hier verkaufte der Hypnotisirte die Uhr zu dem ihm gemachten Preis und schlich sich dann wie im Gefühl seiner Schuld von dannen. Um zu erkunden, wie weit die Macht der Suggestion gehe, ließ ihn Bernheim eines Tages eine wahrhaft dramatische Scene aufführen. Er zeigte ihm eine vorgetäuschte Person bei einer Thür stehen und behauptete, daß diese Person ihn beleidigt habe. Wir wollen nun Bernheim selbst zur Schilderung der Suggestion das Wort geben. „Darauf," berichtet der genannte Gelehrte, „überreiche ich ihm einen Scheindolch, ein metallenes Papiermesser, und ertheile ihm den Befehl, den Mann zu tödten. Er stürzt sich mit größter Leidenschaft auf die Thüre, stößt den Dolch heftig hinein und bleibt dann mit verstörten Blicken, an allen Gliedern zitternd, stehen. „Unglücklicher," rufe ich, „was haben Sie gethan? Da liegt der Mann in seinem Blute, jetzt kommt die Polizei!" Er ist starr vor Schrecken, man führt ihn vor den Untersuchungsrichter, den mein Assistenzarzt darstellt. „Warum haben Sie diesen Mann getödtet?" fragt er ihn. „Weil er mich beleidigt hat." — „Man mordet nicht einen Menschen, von dem man beleidigt wird, man sucht sein Recht bei den Gesetzen. Hat Sie vielleicht Jemand angestiftet, ihn zu morden?" Er antwortet: „Ja, Herr Bernheim hat mich angestiftet." — Ich sage ihm: „Man führt Sie jetzt vor den Strafrichter. Sie haben diesen Menschen allein getödtet, ich habe Ihnen nichts gesagt, Sie haben aus eigenem Antriebe gehandelt."

Mein Assistent fungirt als Strafrichter und fragt ihn aus: „Warum haben Sie diesen Mann getödtet?" — „Er hat mich beleidigt." — „Sonderbar, man antwortet doch nicht auf eine Be-

leidigung mit einem Dolchstich! Waren Sie während der That auch wirklich Ihrer Sinne mächtig? Ich höre, daß Ihr Kopf nicht immer in Ordnung ist." — „Ganz in Ordnung, Herr Richter." — „Man sagt mir, daß Sie an Anfällen von Somnambulismus leiden, ist es nicht möglich, daß Sie einem fremden Antrieb, dem Einfluß einer anderen Person, gehorcht haben, der Sie zur That gezwungen hat?" — „Nein, ich habe es allein gethan, ganz aus eigenem Antriebe, weil er mich beleidigt hatte." — „Geben Sie Acht, es handelt sich um Ihr Leben, in Ihrem eigenen Interesse ermahne ich Sie, seien Sie aufrichtig. Sie haben vor dem Untersuchungsrichter behauptet, daß Herr Bernheim Ihnen die Idee eingegeben hat, diesen Mann zu morden." — „Nein, Herr Richter, es hat mich Niemand beeinflußt" — „Sie kennen aber Herrn Bernheim? Sie gehen auf seine Klinik, um sich von ihm hypnotisiren zu lassen?" — „Ich kenne Herrn Bernheim nur aus dem Spital, wo er mich elektrisirt, um mich von meiner Nervenkrankheit zu heilen, aber ich habe gar keine andere Beziehung zu ihm. Ich kann Ihnen nicht gestehen, daß Herr Bernheim mich zu dieser That angestiftet hat, weil er es eben nicht gethan hat." —

Es gelang dem improvisirten Richter nicht, ihm die Wahrheit zu entreißen, nur weil ihm der Hypnotiseur die Nennung seines Namens und seine Betheiligung bei der angeblichen That zu offenbaren verboten hatte. Die Möglichkeit einer solchen Suggestion ist ohne Zweifel von der weittragendsten Bedeutung für die Rechtspflege, denn selbst wenn der Richter den Verdacht auf Hypnotisirung schöpfen sollte, so wird ihm der Angeklagte selbst die Untersuchung erschweren und seinen Hintermann durch seine eigenen Aussagen schützen.

Und bleibt dem Hypnotisirten keine Erinnerung des Geschehenen nach dem Erwachen zurück? Der Hypnotisirte glaubt, die ganze Zeit über ruhig auf seinem Stuhl geschlummert zu haben und bewahrt keinerlei Erinnerung an das Drama, in dem er mitgewirkt hat. All' die furchtbaren Erregungen, die ihn bestürmt haben, all' die tiefbewegten, von ihm erlebten Scenen haben in seinem Gehirn keine Spur zurückgelassen. Man könnte ihn im hypnotischen Zustand stundenlang mit offenen Augen von Ort zu Ort führen, man könnte ihm die seltsamsten Handlungen auftragen, die er unbedenklich vollführen würde; wenn man ihn wieder an den Ort bringen würde, wo man ihn hypnotisch gemacht hat und würde ihn dort erwecken, so brauchte er nicht die leiseste Ahnung von dem zweiten automatischen Leben zu haben, das ihm die Willkür einer anderen Person aufgedrängt hat.

Wie zu den geschilderten Handlungen ließen sich die Hypnotisirten auch noch zu anderen Schritten von rechtlicher und straf-

rechtlicher Bedeutung bereit finden, wie denn Liégeois seine Versuchspersonen ohne Widerstand zur Ausstellung von Schuldscheinen, zu falschen Zeugenaussagen, Zahlungsversprechen und Bürgschaften veranlassen konnte.

Die Abhängigkeit des Hypnotisirten vom Hypnotiseur ist eine geradezu wunderbare, denn oft bedarf es, wenn mehrere Hypnotisirungen stattgefunden haben, gar nicht mehr der Einschläferung, sondern die Versuchspersonen können im wachen Zustande den mannigfaltigsten Sinnestäuschungen unterworfen werden.

Aber besser als jede Darlegung wird ein Versuch sprechen, den Bernheim mit einem jungen, leicht hypnotisirbaren Mann von 22 Jahren machte. Im Beisein des Dr. Schmitt sagte er zu ihm, ohne ihn eingeschläfert zu haben: „Sehen Sie sich diesen Herrn hier an, Sie haben ihn gestern auf der Straße getroffen, er sprach gerade mit mehreren Andern. Als Sie vorbeigingen, kam er auf Sie zu, versetzte Ihnen einige Stockschläge und nahm Ihnen das Geld weg, das sie in der Tasche hatten. Erzählen Sie mir jetzt, wie sich das zugetragen hat.“ Er begann sofort: „Gestern ging ich um 3 Uhr Nachmittags über den Akademieplatz. Dieser Herr stand dort und unterhielt sich laut mit mehreren Personen. Plötzlich kommt er, ich weiß nicht warum, auf mich zu, gibt mir einige Schläge mit seinem Stock, steckt die Hand in meine Tasche und nimmt das Geld weg, das ich bei mir habe.“ — „Ist das auch wahr? Habe ich Sie nicht soeben aufgefordert, das zu sagen?“ — „Es ist die reine Wahrheit.“ — „Sie wissen aber, daß ich die Macht habe, Ihnen Suggestionen einzugeben?“ — „Das ist keine Suggestion, das ist die Wahrheit.“ — „Was ist Ihr Beruf?“ — „Ich arbeite in der Druckerei Berger-Levrault; ich habe die Medicinische Rundschau des Westens zu setzen.“ — „Nun gut, wissen Sie, wer dieser Herr ist?“ — „Nein, ich kenne ihn nicht.“ — „Es ist Dr. Schmitt, Redacteur der Rundschau. Sie wollen doch nicht behaupten, daß ein solcher Mann im Stande ist, einen armen Teufel wie Sie zu schlagen und zu berauben?“ — „Das ist ganz richtig, ich weiß nicht, warum er's gethan hat, aber ich kann nichts Anderes sagen, a's was wahr ist.“ — „Merken Sie auf! Sie sind ein anständiger Mensch!“ — „Ja, Herr Professor.“ — „Sie wissen, daß man Niemanden anklagen darf, wenn man seiner Sache nicht vollkommen sicher ist. Was werden Sie aussagen, wenn man Sie vor den Polizeicommissär stellt?“ — „Ich werde die Wahrheit sagen; er hat mich geschlagen und mir das Geld weggenommen.“ — „Würden Sie das auch beschwören? Fühlen Sie sich sicher genug, um es zu beschwören? Geben Sie wohl Acht! Vielleicht ist es doch nur eine Einbildung, ein Traum von Ihnen?“ — „Ich kann es beschwören.“ — „Vielleicht ist es Je-

mand, der dem Herrn hier nur ähnlich sieht?" — „Nein, es ist dieser Herr selbst, ich weiß es ganz gewiß."

Während dieser Unterredung befanden sich mehrere Kinder in der Nähe. Zu einem derselben trat Bernheim heran und fragte es: „Nicht wahr, du hast gehört, wie dieser junge Mann dir heute Morgen diese Geschichte erzählt hat?" Der Knabe erwiderte, ohne einen Moment zu zögern: „Ja, Herr Professor." — „Was hat er dir erzählt?" — „Daß ihn ein Herr geschlagen und ihm sein Geld weggenommen hat." — „Wo?" — „Im Spitale." — „Du irrst Dich, das kannst du nicht gehört haben, denn er hat uns eben erzählt, daß es auf dem Akademieplatz war." — Ohne in Verlegenheit zu gerathen, entgegnete der Knabe: „Ich erinnere mich nicht mehr, wo es sich zugetragen hat, aber ich weiß, daß er mir erzählt hat, er sei geschlagen und beraubt worden." — „Wann hat er dir das erzählt?" — „Heute Früh, um halb acht Uhr." — „Du darfst mich nicht anlügen, mein Kind. Es ist gar nicht möglich, daß er dir etwas erzählt hat, du hast es gerade jetzt von mir gehört. Du bist ja sonst ein braver Junge, man darf nicht aus Gefälligkeit Geschichten ersinnen." — „Aber, Herr Professor, glauben Sie mir doch, er hat es mir wirklich heute Früh erzählt." — „Was würdest du sagen, wenn dich der Commissär darum fragen würde?" — „Ich würde sagen, daß er's mir erzählt hat." — — „Kannst Du's beschwören?" — „Ich kann's beschwören."

Zwei andere Kinder, die ebenfalls sehr suggerirbar waren, antworteten in ähnlich sicherer Weise.

Als am andern Tag der junge Mann das Spital verließ, rief ihn Bernheim vor dem Weggange noch einmal auf sein Zimmer. „Jetzt sagen Sie mir die Wahrheit, mein Lieber," setzte er ihm zu. „Sie haben gestern Dr. Schmitt beschuldigt, daß er Ihnen Stockschläge gegeben und Ihr Geld geraubt hat. Gestehen Sie, daß dies nicht wahr ist? Sie haben geglaubt, mir einen Gefallen zu thun, wenn Sie darauf eingingen. Jetzt sind wir unter uns, geben Sie nur zu, daß das Alles nicht wahr ist." Die Antwort lautete: „Ich schwöre Ihnen, daß Alles wahr ist." — „Wie kommt ein Arzt dazu, einem armen Menschen wie Sie, seine paar Pfennige wegzunehmen? Das ist doch nicht zu glauben!" — „Ja, ich weiß auch nicht, warum er es gethan hat, aber er hat's gethan."

Aber auch hiermit ist der Einfluß des Hypnotiseurs auf den Hypnotisirten noch nicht erschöpft, denn die Suggestion braucht nicht nur einen Auftrag zu enthalten, der sofort auszuführen ist, sondern die Erledigung kann auch auf eine beliebig spätere Zeit verschoben werden, ganz nach der Bestimmung des Hypnotiseurs.

Wie wir sehen, birgt der Hypnotismus die bedrohlichsten Gefahren für die Handhabung einer geordneten Rechtspflege in

sich. Diesen Gefahren kann aber nur dadurch vorgebeugt werden, daß die Ausübung des Hypnotismus, wie es in einigen Staaten bereits geschehen ist, verboten oder nur wissenschaftlichen Männern gestattet wird. Nicht nur der Hypnotiseur muß vor dem Gesetz strafbar sein, sondern auch der Hypnotisirte, der sich freiwillig zum Werkzeug eines Anderen hergibt und dadurch einen Theil der Verantwortung für die Handlungen übernimmt, die er unter dem Einfluß der Suggestion auszuführen gezwungen ist.



Miscellen.

Die gute alte Zeit. Wenn Zwei sich begegnen, so reden sie über Wind und Wetter; da kann man hübsch neutral bleiben, beleidigt Niemanden und hat Gelegenheit, ohne viel zu riskiren, sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten; wenn aber zwei in ähnlichem Sinne sich etwas tiefer einlassen, nicht bloß von den Tagen der Gegenwart, sondern auch von einer weiteren Vergangenheit und Zukunft reden wollen, so gibt es, solange die Welt steht, kein schöneres Thema als die gute alte Zeit, die uns die Erde und die Menschheit im Bräutigamskleide zeigte, weil wir selbst in Bräutigamslaune waren. Es ist daher gewiß verdienstlich, an der Hand bewährter Männer in die Vergangenheit zurückzuwandern und nachzuforschen, wann denn eigentlich das letzte Abendroth der guten alten Zeit verglommen, wann sie in höchstem Glanze gestrahlt hatte.

Wir wählen Männer des Ernstes sowohl, als auch Männer des Humors, eröffnen den Reigen mit einem Stoßseufzer, den vor bereits einem Menschenalter, 1845, der Wiener Humorist Saphir that, als er schrieb: „Früher, in einer Reunion, da haben die jungen Männer gearbeitet wie die Nachtlöhner: Sie haben den Hof gemacht, sie haben die Damen unterhalten im Schweiße ihres Angesichts, sie haben gesprochen, sie haben getanzt, sie haben in ihrem Berufe prakticirt; jetzt auf einem Ball, auf einer Reunion sind unsere Jünglinge alle in Ruhstand versetzt und zwar aus Jugendschwäche."

Wenn der witzige Satyriker dem lustigen Wien einen solchen Vorwurf machen zu müssen glaubt, so kann man sich wohl nicht sehr verwundern, daß schon 1819 der düstere Byron über sein Vaterland ausrief: „Die Heuchelei, die heute in England herrscht, verachte ich, wie ich stets die Modelaster verachtet habe." Um die-

selbe Zeit schrieb Weber, den unser Leser aus den Papieren eines lachenden Philosophen kennen: „Unsre hochweise Zeit will keine Kinder mehr recht Kinder sein lassen; sie will bloß erwachsene Kinder." Und derselbe Philosoph läßt sich anderswo vernehmen: „Die Verbrechen der Schneider gehen selten über eine Elle, das ist in unsrer Zeit eine wahre Kleinigkeit."

Rückwärts schreitend finden wir in den Briefen Goethes eine an Herder gerichtete Klage: „Laß uns zusammenhalten. Es ist in der ganzen Welt ein lumpig kümmerlich Wesen." So schrieb der große Menschenkenner, als er, in Rom mit der Iphigenia beschäftigt, auf der Höhe seines Schaffens stand.

Sollte Jemand glauben, daß das goldene Zeitalter (nicht nur für die Elite, sondern für das Volk) im vorigen Jahrhundert zu treffen gewesen wäre, so erinnere er sich der Revolution und dessen, was vorherging; doch wir halten uns der Weltgeschichte fern und beschränken uns auf bürgerliche Alltagsverhältnisse. Da läßt sich 1723 Jean Jaques Rousseau in seinen Confessions also hören: „Meine drei Tanten waren nicht nur Frauen von musterhafter Einsicht, sondern auch von einer Zurückhaltung, die jetzt die Frauen schon lange nicht mehr kennen." Seltsam klingt es, wenn der Genfer Sonderling viele Jahre später (1761) schrieb: „Heutzutage ist die Corruption allenthalben dieselbe; es gibt weder Sitten noch Tugenden in Europa."

So gut wie die überhandnehmende Abkühlung der Erde, die alternde Leute spüren wollen, so ist die Verderbniß der jeweiligen Gegenwart ein Lieblingstext aller Zeiten, im düstern Norden freilich mehr als im farbenreichen Süden. So jammert ein Jeremias des letzten Jahrhunderts (1712) in einem Büchlein: „Die verkehrte Welt" mit weinerlicher Stimme: „Ach die schändliche Hoffart der Welt ist heutiges Tages so hoch gestiegen, daß man fast nicht mehr erkennen kann, wer Herr oder Knecht, Frau oder Magd sei."

Der richtigste Mann dazu, seinen Zeitgenossen, insonderheit den lebenslustigen Wienern, den Text zu lesen, war wohl Megerle, Abraham a Santa Clara. Mit je lebhaftere Farben der drastische Kanzelredner dem Volke seine Genußsucht vorhielt, desto gründlicher gab man sich der nie wiederkehrenden Freude hin. Nichts desto weniger lautet des Paters Ansicht: „Kein Jahr ist mehr in den Zeiten wie es sein soll, sondern von oben, von unten, auf den Seiten nichts als Trübsal."

Die Prunksucht des schönen Geschlechts schildert der wortreiche Augustiner folgendermaßen: „Geh an einem vornehmen Festtag in die Stadt hinein, da wirst du mit Verwunderung sehen, wie die jungen Töchter hier aufgeputzt dahertreten, da gehet eine mit gekrausten Haarlocken, worin sechshundert Klafter Bändl ein-

geflochten, daß man ein halben Tag brauchet, dieselben wiederum abzuhaspeln; dort gehet eine Andere, welche schon drei Tage ihr Gesicht in Eselsmilch eingebeizt — auf ihren Wangen Rosenstauden ohne Knöpf pflanzet, wie gefällt dir diese? Allda steht Eine, welche ihre Lenden zusammengepreßt, daß ihr auch schier der Athem verarrestiret. Wie gefällt dir diese? Die Weiber wollen nit allein schön sein, sondern auch schön bleiben, darum zieren sie sich wie der Esel am Palmtag."

Laurenberg, ein wenig bekannter plattdeutscher Dichter (gest. 1659), schrieb ein Büchlein: Vom itzigen verdorwenen unde maneeren der Minschen. "Er findet darin einen ganzen Augiasstall von Verderbniß, namentlich Nachäfferei des Französischen

Reisen wir in der Weltgeschichte abermals ein Jahrhundert rückwärts, so treten wir in die Periode, wo die Reformation nicht nur in Dogmen, sondern auch im öffentlichen Leben reinigend vorgehen mußte, daher auch die Satyren Lehrgedichte reformatorischer Dichter, zu denen wir nicht nur Erasmus, Sebastian Brand, Murner und Hans Sachs, sondern auch in Frankreich Rabelais und in Italien Dante, den Dichter der göttlichen Comödie, zählen müssen. Wollte man hier Auszüge bringen über die Verderbtheit jener Gegenwart und die Sehnsucht nach entschwundenen besseren Tagen, sie würden Bücher füllen. Luther sprach am Todtenbette seines Vaters: „Ja, das war ein Mann aus der alten Zeit."

Auch die classische Ritterzeit der Hohenstaufen und der Maurenkämpfe in Hispanien weiß stets von einer noch classischern zu erzählen, deren sich alte Leute noch erinnern wollen. So der Cid. Ariost klagt im rasenden Roland:

Viel edle Frauen gabs in alten Tagen,
Der Tugend nur und nicht dem Reichthum hold,
Zu unserer Zeit läßt sich's von wen'gen sagen,
Sie schätzten etwas Anderes mehr als Gold.

Auch Schiller legt dem sterbenden Attinghausen Worte in den Mund, die wir citiren können:

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würdige scheidet, andere Zeiten kommen;
Es lebt ein anderes, denkendes Geschlecht!
Was thu ich hier? Sie sind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde liegt schon meine Zeit!
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

Wo war sie denn, die gute alte Zeit? Etwa unter den römischen Kaisern, etwa zur Zeit der griechischen Republiken? Paulus

weiß nichts davon zu rühmen in seinen Briefen, die griechischen Dichter auch nicht, nicht einmal Homer, der schon die Veteranen vor Troja klagen läßt, daß die Leute nicht mehr seien wie ehedem. Liest man Xenophons Cyropädie, die doch gewiß ein ehrwürdig altes Büchlein ist, etwas über viertausend Semester alt, so findet man da über das persische Hofleben eine Klage, die haarscharf auf die Gegenwart gemünzt scheint: „Jetzt hält man zwar immer noch bloß eine Mahlzeit; aber man fängt mit denen an, welche am zeitigsten frühstücken, und fährt mit Essen und Trinken fort, bis die Spätesten schläfen gehen."

Die Juden als altes Culturvolk haben in ihren Propheten strenge Richter; wir wollen aber keine Bibelstellen namhaft machen. Der schon erwähnte Abraham a Santa Clara tadelt dieses Volkes Wankelmuth: „Die ohngereimten israelitischen Maulaffen sind auf eine Zeit verdrüssig worden über das süße Manna, in welchem doch aller Saft und Kraft ware, ja sie haben noch drüber dem Moysi üble Mäuler angehängt. O ihr undankbaren Gesellen und stinkenden Knoblauchmäuler, sollen euch die Zwiffel angenehmer sein als das liebliche Manna?"

Von derartigen Realismen flüchten wir uns in die ideale Welt der Poesie, denn nur in dieser ist die gute alte Zeit zu finden:

Ovid spricht es in den Metamorphosen aus, wie aus dem goldenen Zeitalter die anderen entstanden, und nur in diesen anderen haben Menschen gelebt von Kains Brudermord bis auf die heutige Stunde:

Straks nun stürmte daher in die Zeit der schlechteren Ader
Jeglicher Gräul. Es entflohen die Scham, die Treu und die Wahrheit;
Deren Stell einnahmen der lauernde Trug, die Arglist,
Heimliche Tück und Gewalt und die frevelnde Sucht zu gewinnen.

Das de mortuis nihil nisi bene wird von den Menschen gar oft dahin verkehrt, daß man meint, man müsse die Gegenwart recht verketzern, um der Vergangenheit ein Kränzchen zu winden. Der Philosoph erkennt darin unschwer die Firma: „Eigenliebe und Comp." Wer zu alt ist zum Sündigen, zu gebrechlich zum Wagen und Unternehmen, den ärgert es, daß des Universums Pulse weiter schlagen. Andere, edle Naturen, fassen nicht sich selbst als Axe der Welt auf, sondern sie wählen einen freien Standpunkt, schauen und urtheilen. Jean Paul in seiner Aesthetik kommt daher mit Recht zu der Erkenntniß: „Keine Zeit ist mit der Zeit zufrieden; das heißt, die Jünglinge halten die künftige für die idealere als die gegenwärtige, die Alten die vergangene." Und den gleichen Gedanken gibt uns Schiller in verklärter Form:

Lieben Freunde! Es gab schönere Zeiten
Als die unseren — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht,
Wir, wir leben; unser sind die Stunden;
Und der Lebende hat Recht. R. Keltenborn.

Verdier verliert nie seine Wette. Verdier war ein reicher junger Officier, der wegen seiner mannigfachen Streiche eine gewisse Berühmtheit unter seinen französischen Kameraden erlangt hatte; er verstand es, wie der Hecht im Karpfenteiche, Leben in das stagnirende Garnisonstreiben zu bringen. Seine Tollheiten und besonders seine excentrischen Wetten wurden endlich dem Obersten etwas zu arg; er nahm eine gute Gelegenheit wahr und ließ den militärischen Till Eulenspiegel versetzen. Der Ruf seiner Thaten war aber schon in den neuen Garnisonsort gedrungen, in den Verdier ziehen mußte. Die Officiere des Regiments, dem er zugetheilt war, an ihrer Spitze der lustige General Bernot, ein trefflicher alter Haudegen, empfingen ihn mit einem Festessen im Militärcasino. Am Ende des Soupers, als der Champagner in den Gläsern perlte, sagte der General: „Nun, lieber Verdier, ist es wirklich wahr, daß Sie jede Wette gewinnen? — „Jawohl, Herr General!" — „Wie machen Sie denn das aber?" — „O, sehr einfach, ich wette nur dann, wenn ich meiner Sache ganz sicher bin; außerdem bin ich Physiognomiker." — „Sie sind Physiognomiker? Sehr gut; was lesen Sie zum Beispiel jetzt auf meinem Gesichte?" — Verdier erwiderte schlagfertig: „Ich lese darauf, daß Ihre alte Wunde an der Seite wieder aufgebrochen ist und Ihnen Schmerzen verursacht." — „Unsinn!" polterte der General, „ich habe gar keine alte Wunde!" — „Aber — —" — „Kein Aber, junger Herr, wenn ich es Ihnen versichere!" — „Der Herr General will vielleicht nicht gern davon sprechen — eine Duellgeschichte —" „Ah bah! Zum Teufel! Sie glauben mir wohl nicht! Was wetten wir?" — „So hoch, wie der Herr General wünschen!" — „Fünfhundert Franken?" — „Einverstanden, Herr General! Die anwesenden Herren sind Zeugen!" — Ohne ein Wort weiter zu verlieren, begann sich der General zu entkleiden; sämmtliche Kameraden traten an ihn heran und untersuchten ihn. Nach einer Weile erklärten sie alle einstimmig, der Herr General habe an der Seite weder eine Hieb-, noch eine Schußwunde. — „Verdier, Sie haben Ihre Wette verloren, Sie

sind besiegt!" rief der General triumphirend. — „Diesmal in der That. Jeder Mensch kann sich einmal irren. Hier sind Ihre fünfhundert Franken!" — Der General schob das leicht verdiente Geld lachend in seine Tasche. Zu Hause angelangt, schrieb er sofort einen Brief an seinen alten Freund, den Obersten des Regiments, bei dem Verdier früher gestanden: „Lieber Freund! Die Geschichte mit Verdiers großem Glück im Wetten ist stark übertrieben — ein großer Humbug, sage ich dir. Soeben hat er mit mir um fünfhundert Franken gewettet, ich hätte eine alte Wunde an meiner Seite. Er verlor natürlich!" Die Antwort erfolgte umgehend und lautete: „Deine Naivetät ist wirklich rührend! Dein Gewinnst von 500 Franken kostet mich zweitausend! Am Tage vor seiner Abreise wettete Verdier mit mir, du würdest dich am ersten Abend im Casino bis auf das Hemd ausziehen in Gegenwart aller Officiere und mir dies selber mittheilen." — Das lange Gesicht, das der General machte! Das Wort: „Verdier verliert nie seine Wette!" ist seitdem in französischen Militärkreisen ein geflügeltes geworden und geblieben.

Die Nahrung der Chinesen. Eine in vielen Reiseberichten verbreitete Mittheilung ist die, daß der chinesische Arbeiter trotz angestrengter Arbeit ausschließlich von Reis lebe und durch diese Bedürfnißlosigkeit hauptsächlich befähigt sei, bei den geringsten Arbeitslöhnen dennoch im Laufe der Jahre für seine Verhältnisse ansehnliche Ersparnisse zurückzulegen. Wenn auch dem chinesischen Arbeiter eine größere Anspruchslosigkeit in seinem Lebensunterhalt zugesprochen werden muß, so besteht doch seine Nahrung keineswegs ausschließlich aus der einförmigen Reiskost. Und sie braucht es auch bei dem durchschnittlichen Verdienst eines Arbeiters in China nicht zu sein. Bei den gewöhnlichen Preisen vermag ein Arbeiter mit 30—40 Pfennigen Taglohn 1 Kilo Reis, ein halb Kilo Gemüse und ebenso viel Fisch zu kaufen und es bleiben ihm doch noch 5—20 Pfennige für Thee, Salz, Tabak, Wohnung und Kleidung. Nach Champion erhalten die Arbeiter in den Seidendistricten von Hugei eine Nahrung, deren Grundlage allerdings Reis ist, zu der aber monatlich viermal Schweinefleisch, achtmal Fisch, zweimal an den zwei Fasttagen des Monats Hühner kommen. Man rechnet dabei 20 Kilo Reis pro Monat auf den Kopf, ferner für 12 Pfennig Thee und Tabak. Nach Sy:ski ißt das Landvolk der großen Ebene zur Zeit der gewöhnlichen Arbeit viermal, im Winter dreimal, bei der Reisernte fünfmal Im letzteren Falle besteht die Kost aus Thee oder gekochtem Reis vor dem Hinausgehen auf's Feld; Reis, Bohnen, Gemüse zwischen 8 und 9 Uhr; Reis, Fisch, Gemüse, Erbsen, Reisbranntwein um 11½ Uhr; Fadennudeln und grünes Gemüse zwischen drei und vier Uhr; Erbsen, Gemüse, Schweine-

fleisch, zuweilen Eier, Reisbranntwein um 6 Uhr. Dabei verbraucht der Arbeiter täglich für 8 Pfennig Thee und Tabak. Fortune hebt besonders die Geschicklichkeit hervor, mit der man die einfachen Substanzen zuzubereiten versteht. „Mit diesen einfachen Dingen," sagt er, „weiß der chinesische Arbeiter eine Anzahl höchst schmackhafter Gerichte zu bereiten, mit denen er sich ein ganz üppiges Frühstück oder Mittagsmahl zusammenstellt. So ist z. B. Erbsenkäse, den man als einen Vorläufer der Erbswurst betrachten könnte, ein wichtiges Nahrungsmittel der Chinesen, eine Art Extrait aus Erbsenmehl, woraus das Kasein durch Gipswasser ausgefällt ist und der in Gallertform verkauft wird, das Muster einer nahrhaften und billigen Speise." Syrski faßt sein Urtheil über die Bedeutung des Reises für die chinesische Arbeiterwelt in folgende Worte zusammen: „Nach einer einstimmig mir von allen Chinesen, mit denen ich verkehrte, gegebenen Versicherung kann ein Individuum, mit Reis allein genährt, höchstens 15 Tage schwere Arbeit verrichten. Länger hält es keine größere Anstrengung aus." Th. S.

Verdi. Der Componist war vor einiger Zeit in Rom in einer Gesellschaft. Die Fenster waren offen, und man hörte fortwährend einen Leierkasten, der Stücke aus dem „Troubadour" und aus „Rigoletto" spielte. Verdi wurde nach einer Weile ganz nervös, schloß die Fenster und sagte ärgerlich: „Ich hätte diese beiden Opern nicht componiren sollen!" — Die Stieftochter Wagners, die zugegen war, versetzte boshaft lächelnd: „Mein seliger Vater hatte von diesen beiden Stücken dieselbe Meinung."

Der Correspondent eines italienischen Blattes besuchte im letzten Sommer den berühmten Meister, der sich, um Ruhe und Erholung zu suchen, in einem kleinen Badeorte aufhielt. „Sie wohnen hier ganz hübsch," sagte der Journalist. „O," antwortete Verdi, „ich habe noch zwei große Zimmer hier nebenan, aber sie sind besetzt." — Er öffnete die Thür und zeigte eine ganze Sammlung von Drehorgeln. „Sehen Sie," fuhr er fort, „das sind sämmtliche Drehorgeln des Ortes und der Umgebung. Als ich herkam, spielten sie alle Arien aus „Rigoletto" und „Trovatore," das konnte ich nicht aushalten, ich habe sie von den Besitzern gemiethet, zahle dafür ungefähr 1500 Lire, habe aber meine Ruhe jetzt."

Peter der Große vor Gericht. Als der Czar Peter der Große Riga erobert hatte, belehnte er seine Günstlinge den Grafen Scheremetjew und den Fürsten Menzikow mit einer großen Anzahl von Ackergrundstücken und Häusern, von denen eins einem Bürger der Stadt gehörte. Der Geschädigte erbat sich eine Audienz bei dem Czaren und beschwerte sich bitter über das Unrecht, das ihm unverdienter Weise zugefügt worden sei. Der Czar hörte den Be-

schwerdeführer ruhig an; da er aber selber nicht wußte, ob der Mann im Rechte sei, oder nicht, verwies er ihn auf den Klageweg und an das ordentliche Gericht und fügte hinzu, er werde sich als Beklagter persönlich stellen, wenn dies gefordert werde. Der Bürger stellte die Klage an; der Rath wies sie jedoch zurück, da der Czar das Haus verliehen und geschenkt habe, und über den Czaren, hieß es, könne nicht gerichtet werden. Der Beschädigte gab dagegen an, er sei vom Czaren selber angewiesen worden, den Weg des Rechtes zu beschreiten. Unter solchen Umständen entschloß sich der Rath, die Klage einzuleiten, und zwar zuvörderst gegen den Fürsten Menzikow den gegenwärtigen Besitzer des Grundstückes.

Der Fürst führte dagegen aus, er könne sich auf einen Proceß gar nicht einlassen, da ihn ja der Czar mit dem Hause belehnt habe, er habe sich nicht eigenmächtig in Besitz gesetzt. Peter der Große, der hiervon Kunde bekam, befahl, man möge ihn persönlich laden. Er erschien dann auch pünktlich zu dem angesetzten Termin, hörte mit an, was der Kläger zu sagen habe und suchte dessen Ausführungen durch Einwände zu entkräften, wurde aber schließlich verurtheilt, das Stück Land mit dem darauf stehenden Hause herauszugeben und die Kosten zu tragen. Er war über den Urtheilsspruch ganz zufrieden, zahlte und sprach den Richtern seine Befriedigung aus, indem er jedem einen Kuß auf die Stirn drückte.

He.

Der Geisterseher und „Großtrommler des heiligen römischen Reiches.“ Landgraf Ludwig VIII. von Darmstadt sah überall Geister und Gespenster und ging deshalb gewöhnlich erst des Morgens, bei Tagesanbruch, zu Bette. Eines Tages ließ er seinen Liebling, den Feldpropst Venator, bald nach Mitternacht eiligst erscheinen und legte dem Erstaunten, der gedacht hatte, der Landgraf sei schwer krank, die Frage vor, ob der Hohepriester im Alten Testamente bedeckten oder unbedeckten Hauptes in das Allerheiligste eingegangen sei. — Aehnlich wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen fahndete er auf Männer von auffallender Körperlänge für die Miliz seiner Hauptstadt Pirmasens; dieselbe hatte 4000 Einwohner, die Miliz aber war 6850 Mann stark. Die Bürgerstöchter mußten oft zwangsweise die großen Grenadiere heiraten; am meisten Aergerniß aber verursachten die Deserteure. Wer einmal der Fahne zugeschworen hatte, der blieb zeitlebens Soldat; von Capitulationszeit war keine Rede. Es war fast unmöglich, aus der Stadt zu entkommen; denn die vier Stadtthore wurden stark bewacht; an den Stadtmauern standen in Entfernungen von 30—50 Schritten Schildwachen, eine Husarenabtheilung umritt stündlich die Stadt, und ohne Passirschein durfte kein Bürger vor das Thor gehen. Einzig in seiner Art war auch das große Exerzirhaus,

nach dem in St. Petersburg vorhandenen das größte Europas. Im Winter wurde es durch 2? riesige Oefen geheizt Mit Recht trug dieser Monarch daher den Spitznamen „Großtrommler des heiligen römischen Reiches," denn bei ihm wurde fortwährend geblasen, getrommelt, gedrillt, im Frieden, als ob Krieg sei. Als er 1790 starb, athmete das Städtchen Pirmasens und sein ganzes Land auf.

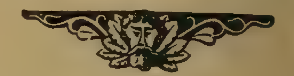
Hätte ich das gewußt! Der Lordkanzler Northington litt sehr an der Gicht. Als er sich eines Tages vor Schmerz kaum zu halten vermochte, rief er aus: „Hätte ich das gewußt, daß diese Beine einst den Lordkanzler von England tragen sollten, so hätte ich in meiner Jugend mehr Rücksicht auf sie genommen!"

Sonderbares Geschenk. Wie doch der Begriff dessen, was schicklich oder unschicklich ist, wechselt! Der Cardinal Beaufort, Bischof von Winton, starb 1447 und vererbte der jungen Königin Margarethe von England eins — seiner Betten.

Kaltblütig. Der spätere amerikanische Präsident van Buren wollte einst eine Rede halten, wurde aber sehr mißliebig empfangen; man pfiff und heulte und ließ ihn nicht zu Worte kommen. Van Buren knöpfte kaltblütig seinen Rock zu und sagte: „Nun seid ihr jedenfalls um eine famose Rede gekommen."

Eine wirksame Verordnung. Unter Ludwig dem Vierzehnten kam in Paris die Sitte auf daß die Damen ihre Fuhrwerke selber lenkten. Weil sie sich indessen oft als ungeschickte Kutscher zeigten, gab es viele Klagen und Unfälle. Da erließ der König folgende Bekanntmachung: „Zur Verhütung von Unfällen bitte ich die Familienhäupter, in Zukunft die Lenkung von Wagen nur solchen Töchtern und Gemahlinnen anvertrauen zu wollen, die das dreißigste Lebensjahr überschritten haben." Das half; am nächsten Tage kutschirte keine Dame mehr.

Lakonischer Briefstil. Talleyrand schrieb sehr ungern Briefe; konnte er es aber nicht umgehen, so waren seine Episteln sehr lakonisch. Als eine seiner besten Freundinnen ihm den Tod ihres Mannes mittheilte, erwiderte er: „Verehrte Frau! O weh! Ihr ergebener T." Und als dieselbe ihm ihre Wiederverlobung anzeigte, entgegnete er: „Verehrte Frau! Bravo! Ihr ergebener T."



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

k. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.







